

Endzeit

Roman

von

Christian Knieps

© Alle Rechte beim Autor

Feedback ist erwünscht - als Rezension oder per Mail an
christian@christianknieps.net

Endzeit

1. Kapitel

Martin ist auf dem Weg zu seiner Arbeit; es ist frühmorgens und noch hat der Winter das Wetter vollends im Griff, obwohl der Wetterbericht am gestrigen Abend einen warm-milden, fast frühlingshaften Tag angekündigt hat, doch die sternenhelle Nacht hat den Frost heraufbeschworen, der sich wie eine samtene Hülle über alle Scheiben und Flächen der parkenden Autos gelegt hat. In einige dieser Samthüllen aus Frost haben Kinderhände auf dem Weg zur Schule ihre Kommentare hinterlassen, von witzig-markanten bis zu betörend-aufreizenden ist alles dabei, und Martin amüsiert sich beim Gehen über die jugendliche Leichtigkeit des Lebens. Seine eigene Jugend liegt noch nicht solange zurück, denn er ist gerade sechszwanzig geworden, hat vor einem knappen halben Jahr sein Studium der Physik abgeschlossen und nach einem gut verlaufenden Praktikum während seiner Studienzeit eine Stelle als Vollzeitphysiker erhalten, von der die meisten in seinem Studienfach nur träumen: Fachassistent für die Steuerung des MPA, dem Maximum Proton Accelerator, einem technischen Tunnelgebilde zur Erzeugung, Singulierung und zielgenauem Zusammenschluss von Protonen, wobei vor allem geklärt werden soll, worin die Substanz von Schwarzen Löchern besteht, die im Miniformat und unter einer kontrollierten Experimentalumgebung erzeugt und wieder vernichtet werden sollen. Soweit die grobe Theorie! An dem ersten Morgen seines nun ein Jahr zurückliegenden Praktikums, als Martin das allererste Mal das Gebäude aus der Nähe sah, in dem die Recheneinheiten des MPA stehen, dachte er, dass dieses Gebäude sich von keinem anderen Rechenzentrum unterscheidet, das von einem Telekommunikationsunternehmen betrieben wird; von außen so wenig Glas wie möglich, um den hochsensiblen Rechnern einen optimalen und vor allem kontrollierbaren Raumzustand zu garantieren, eine Fassade mit riesigen Lüftungsschächten an der Seite und auf dem Dach, sodass die Lüftung, die den Staub und andere Unreinheiten mit sich aus den riesigen Serverräumen ziehen soll, reibungslos funktionieren kann. Martin fragte sich damals, wie umfangreich allein die Lüftungs- und Filtersysteme in diesem Gebäude arbeiten müssen, damit die Rechner des MPA nicht auf Dauer beschädigt werden, und empfand in diesem Moment jene Ohnmacht, die einen Menschen befällt, wenn er zum ersten Mal eine Ahnung davon bekommt, welche unglaubliche Leistungsfähigkeit der Mensch erbringen kann, wenn er in einem großen Team Hand in Hand, gemeinsam an einer Sache zielstrebig arbeitet.

»Wie viele Menschen wohl allein für den ständigen Betrieb des MPA notwendig sind?«, fragte sich Martin, als er vor dem Gebäude kurz innehielt, an der Fassade hinaufblickte und wieder zurück zu den Menschen, die beständig in das Gebäude strömten, ganz so, als wäre dieses Gebäude eine staatliche Behörde, die alsbald ihre Pforten öffnen würde. Manche der Arbeitenden kamen im

Anzug, manch andere in gepflegten Freizeitklamotten, und Martin hätte in diesem Moment schwören können, dass er unter den vielen hereinströmenden Menschen jedes Mal richtig liegen würde, wenn er aus der Masse jene herauspicken müsste, die etwas mit der Computertechnik im engeren Sinne zu tun haben und jene, die andere Menschen steuern – eben jene Computertechniker und deren Assistenten. Doch als er vor seinen neuen Vorgesetzten für die Zeit des Praktikums trat und sich schüchtern, aber mit einer Portion Selbstüberwindung vorstellte, merkte Martin, dass seine eben noch für richtig befundene Pauschalisierung zumindest für seinen neuen Chef nicht stimmte – denn dieser war wie zuvor jene als Führungspersonen identifizierte Arbeiter mit einem Anzug bekleidet und wirkte auf Martin viel eher wie ein Banker als ein Computerexperte –, doch schon bald sollte er feststellen, dass technisch-leitende Positionen oft im alltäglichen Umgang miteinander ein Zwittergeschäft sind. Obwohl Martin niemandem von seiner Pauschalisierung erzählt hatte, schämte er sich dafür, auch wenn er den feinen Unterschied nur aus dem Universitäts-Blickwinkel sehen konnte. So schämte er sich doppelt, weil er glaubte, dass sein Kopf in Anwesenheit des neuen Chefs hochrot anlief. Doch sein neuer Chef sah das gar nicht, da Martins Kopf durch das Laufen durch die strenge Kälte des Spätwintermorgens und die warmen Bedingungen im Büro sowieso errötet war, und schien sich auch viel eher nach der kurzen Begrüßung wieder in die Arbeit stürzen zu wollen, denn nachdem er eine sehr knapp bemessene Einführung in die neue Arbeitsstätte erledigt hatte, übergab er den Neuling an einen seiner Mitarbeiter, den Martin die nächsten zwei Wochen seines Praktikums begleiten sollte, ehe er als Praktikant für die weiteren sechs Wochen eine eigenständige Aufgabe im Team übernahm – so war es zumindest geplant. Derjenige, der ihn in die große Steuerungswelt des MPA einführen sollte, hieß Wolfgang, war sechsfünfzig Jahre alt und bereits nach wenigen Minuten ahnte Martin, dass Wolfgang weder motiviert noch daran interessiert war, einen Praktikanten neben sich sitzen zu haben und diesem seine scheinbar unwichtigen Aufgaben erklären zu müssen.

»So«, meinte Wolfgang, um nicht direkt mit der Materie anfangen zu müssen, »du bist also der Neue! Hast Physik studiert, hab ich gehört?«

»Das ist korrekt«, antwortete Martin und wunderte sich über sich selbst, eine solch merkwürdig mathematische Antwort gegeben zu haben.

»Nun ja – wenn das korrekt ist, dann wollen wir mal sehen!«, meinte Wolfgang und schien an einer weiteren Unterhaltung kein sonderliches Interesse zu haben, denn er schaute zurück auf die drei Monitore vor sich, klickte mit der Maus an mehrere Stellen auf der Bedienoberfläche, vergewisserte sich in irgendwelchen Tabellen und drehte sich zurück zu dem Praktikanten, der neben ihm saß.

»Ich habe nicht studiert!«, meinte Wolfgang, und Martin musste rätseln, was Wolfgang ihm damit sagen wollte, doch es schien nicht gerade positiv für die gegenseitige Sympathie zu sein.

»Und dennoch haben Sie eine spannende Arbeit!«, wich Martin daher aus.

»Lass das bitte mit dem Sie. Kannst mich Wolfgang nennen!«, wich Wolfgang ebenfalls aus und drehte sich auch schon wieder weg, dieses Mal aber, um seinen Arbeitsnachbarn anzustupsen.

»Hey, Karl, schau mal, der neue Praktikant ist hier!«

Karl drehte sich seinerseits erst nach ein paar finalen Klicks um, dann aber mit einem Schwung, der seine ausgestreckte Hand fast an Wolfgangs Kinn hätte landen lassen, stand, den Schwung des Stuhls nutzend, auf, ging gestrengen Schrittes auf Martin zu, hielt diesem militärisch korrekt den ausgestreckten Arm zum Gruße hin und sah, wie Martin, der sich nicht wenig überrumpelt fühlte, ebenfalls aufstand, die Hand ergriff, den Druck eines überproportionalen Zudrückens spürte und versuchte, seinen Namen laut und deutlich auszusprechen, während er zugleich bemüht war, das Gesicht aufgrund der Schmerzen in seiner Hand nicht zu verziehen.

»Martin? Ich bin Karl!«, kam es in einer so piepsigen Stimmlage, die Martin niemals erwartet hatte, sodass er Mühe hatte, nicht grinsen zu müssen. »Wolfgang und ich arbeiten schon seit fünf Jahren zusammen«, meinte Karl weiter.

»Es sind bald schon sechs!«, warf Wolfgang ein.

»Da sieht man mal, wie die Zeit vergeht. Man wird halt auch nicht jünger!«, sagte Karl, lächelte schüchtern und ohne sonderliches Interesse, drehte sich, ging zurück zu seinem Drehstuhl und ließ sich mit einer Wucht hineinfallen, in der man alles Mögliche hineininterpretieren konnte – von Übermotivation bis bodenlose Langeweile. Martin setzte sich wieder neben Wolfgang und blickte schweigend – um nicht zu stören – auf die drei Bildschirme vor seinem Praktikumsbetreuer, auf denen viele Leitungen zu sehen waren, die einwandfrei zu laufen schienen, denn Wolfgang lehnte sich zurück und betrachtete immer einen nach dem anderen, klickte nur sehr selten auf ein Diagramm, das immer drei Linien aufwies – die, wie Wolfgang sie getauft hatte, Kein-Problem-Linie, die Es-könnte-ein-Problem-geben-Linie und die Es-ist-definitiv-ein-Problem-Linie –, die zudem in den Farben der Ampeln dargestellt waren, dass selbst einem Laien klar werden konnte, dass die grüne Linie besser war als die gelbe und die rote und bestenfalls die gelbe Linie nie unterschritten wurde. Doch da alle dargestellten Werte sogar deutlich oberhalb der grünen Linie waren, bestand aktuell kein Anlass zur Sorge. Martin wartete und wartete den ganzen Morgen darauf, dass ihm Wolfgang von seiner Materie erzählte, von der Aufgabe, um derer willen er in diesem Unternehmen arbeitete, doch außer einigen Klicks auf den Bildschirmen und dem beständigen Starren auf dieselben bekam Martin nichts zu sehen – auch die anderen in Wolfgangs Team schienen kein weiteres Interesse an dem Neuen zu haben. Das Leid eines Praktikanten bekam Martin mit voller Wucht zu spüren, denn da er nur für eine sehr kurze und begrenzte Zeit in dem Team war, wollten die anderen Teammitglieder nicht zu viel von sich preisgeben, da alles über ihren täglichen Normalsatz Mehrarbeit war, die ihnen keiner vergüten würde – also warum Interesse heucheln!?

So saß Martin den gesamten ersten Tag beinahe schweigend neben Wolfgang und sah sich die Klicks auf dem Bildschirm an, suchte nach einer Berichtslinie, die sich sehr gerne mal der grünen Bestandslinie näherte, und hoffte, dass irgendein unvorhergesehenes Ereignis stattfinden würde – auch wenn er sich durchaus bewusst war, dass unvorhergesehene Ereignisse beim MPA mitunter weitreichende Folgen haben konnten. Doch in der Abteilung, in der Martin gelandet war, gab es nur Steuerelemente für eine Recheneinheit, die irgendwelche Zusatzprozesse für den MPA bereitstellt, wobei Martin schnell klar wurde, dass selbst ein kompletter Ausfall dieses einen Systems niemals den Absturz des gesamten Systems zur Folge haben würde. So las er sich, während er auf eine Veränderung oder Erklärung seitens Wolfgangs wartete, vorbildlich einen ganzen Ordner mit Notfallprozeduren durch und kannte diesen wahrscheinlich für diesen einen Tag besser als jeder andere Anwesende im Team und wusste am Ende sehr genau, wie wichtig diese Abteilung für den täglichen Prozess MPA war: verschwindend gering. Wobei Martin aber auch aus seinem Studium wusste, dass selbst das kleinste Rädchen an der falschen Stelle im großen System eine riesige Auswirkung haben konnte, vor allem dann, wenn es ein Auslöser für andere Fehlfunktionen war. Somit war es auch kein Wunder, dass es Martin am Ende des Tages der Kopf weh tat – einerseits, weil er den ganzen Tag auf mehrere Bildschirme gestarrt hatte, deren Ereignisse im Nullkomma-Interesse lagen und die durch Wolfgangs schweigende Art nicht gerade aufgelockert wurden, und andererseits in dem Erkennen, dass es Arbeiten in dem riesigen Rechenzentrum des MPA gab, die zwar gemacht werden mussten, die aber auch zuverlässig von einem Schimpansen gesteuert werden konnten, wenn man diesem beibringen könnte, dass er einen roten Buzzer drücken muss, wenn eine der Linien unterhalb der gelben Kontrolllinie fällt. Den Weg nach draußen fand Martin ohne große Mühe – er musste sich nur der Masse an Menschen anschließen, die wie eine zusammengetriebene Rotte, ohne miteinander zu sprechen, aus dem Gebäude drängten – wie Lemminge, die es nicht erwarten können, an die Klippe zu treten, um sich selbst zu morden, wobei Martin genug über Lemminge wusste, als dass dieser Massenmord in den Bereich der Legende zu schieben war.

»Wo ist der Spaß an der Arbeit geblieben?«, wunderte sich Martin und versuchte, diese Tristesse der Stimmung auf die Tristesse des Wetters zu schieben, das am ganzen Tag sein Bild entgegen der Verlautbarungen im Wetterbericht nicht verändert hatte. »Wie können sich Menschen jeden Tag zu ihrer Arbeit begeben, daran keinen Spaß empfinden, um abends völlig erschöpft und ausgelaugt nach Hause zu gehen, um dort nach einigen Stunden privater Freizeit im Schlaf wieder die Kraft zu suchen, um den nächsten Tag zu überstehen? Dann ist es doch kein Wunder, wenn die Menschen zu wenig schlafen, weil sie befürchten müssen, dass sie nicht genug erleben, um den Schrecken des nächsten Arbeitstages zu überleben!«

Von Martins Stimmung, die zu Beginn seines ersten Arbeitstages bei MPA eine demütige, schüchterne, aber auch spannungsfrohe gewesen war, war an diesem Abend nach der ersten Schicht nichts mehr übrig. Gedankenverloren und mehr als ernüchtert, fast vom Arbeitsleben enttäuscht, begab sich Martin in die Schlange der Nachhausegehenden, suchte die Straße nach Hause und beobachtete die Menschen, die mit ihm nach Hause gingen – doch nur selten erkannte er in dem Gesicht der anderen eine Regung, und diese Regung kam meistens aufgrund des kalten, weiterhin bissigen Wetters zustande; eine fröhliche, gelöste Regung sah er eigentlich in keinem der Gesichter, obwohl es in den wohlverdienten Feierabend ging. Erst als er nach Hause kam und von seiner mit Spannung wartenden Mutter mit Fragen nach dem ersten Tag in diesem von ihm selbst so wundervoll angepriesenen MPA schier bombardiert wurde, musste sich Martin auf die Schnelle eine Strategie der eigenen Besänftigung einfallen lassen, da er sich nicht anmerken lassen wollte, wie seltsam er den ersten Tag empfunden hatte. Er sagte nur wenige, aber deutliche Sachen; dass es ihm viel Spaß gemacht habe, er aber auch nicht so viel sagen könne, weil so viel auf ihn eingepresselt sei, dass er sich kaum mehr als einen Bruchteil hätte merken können – aber alles in allem sei es spannend und hochkomplex und daher anspruchsvoll, doch er könne noch keine Aussage darüber treffen, ob er sich diese hochqualifizierte Arbeitsaufgabe selbst zutrauen würde. Nachdem ihm sein Vater attestiert hatte, dass man als junger Mensch mit seinen Aufgaben wachse und es durchaus normal sei, erst einmal zu glauben, dass man eine gestellte Aufgabe niemals erledigen könne, war er sich sicher, dass Martin sich schnell einleben könne und die Aufgaben in den nächsten acht Wochen zur Zufriedenheit der Vorgesetzten erledigen würde.

Martin hasste es und vor allem sich selbst, wenn er seine Eltern anschwandelte, doch er musste es tun, denn wie sehr hatte er ihnen von diesem Praktikum vorgeschwärmt; wie sehr hatte er den beiden weismachen wollen, dass das MPA das beste, tollste und größte physikalische Ereignis der nächsten Jahrzehnte sei, zu dem er einen maßgeblichen Anteil leisten wollte – und wie klein fühlte er sich in diesem Moment, da er seine Eltern anlügen musste, um nicht als rosarot sehender Depp vor ihnen zu stehen. So erzählte er ihnen am Ende doch mehr Lügen, als er es sich eigentlich vorgenommen hatte, von einem homogenen Team, das Hand in Hand alle Probleme des Tages löste, das zusammenhielt, damit die Systeme des MPA funktionierten, und fokussierte seine Erzählung auf einen Wunsch-Wolfgang, der wie ein Berserker auf einem Schiff im tiefsten Sturm den Mast kappt, damit das Schiff nicht kenterte und unterging. Dabei fuhren ihm immer wieder die Bilder des wirklichen Wolfgang und der wirklichen Arbeit durch den Kopf, und je mehr er diese Bilder zuließ, desto schwieriger wurde es für Martin, seiner erfundenen Geschichte Konturen zu geben, die seine Eltern auch glaubten.

Am Ende des gemeinschaftlichen Abendessens entschuldigte er sich bei seinen Eltern mit der Ausrede, starke Kopfschmerzen zu haben, verkroch sich in sein Zimmer, nahm die von der Mutter

herbeigebrachte Kopfschmerztablette, legte sich auf sein Bett und wartete, bis sich die Schmerzen verflüchtigten – währenddessen schlummerte er ein wenig und fragte sich im Halbschlaf, was er mit seinem Leben anfangen wolle, wenn die Arbeit, die er später auszuführen hatte, genauso langweilig war wie jene, die Wolfgang scheinbar Tag für Tag hinter sich brachte. Nachdem die Kopfschmerzen nachgelassen hatten, schwang er sich aus dem Bett, setzte sich vor seinen Computer und surfte im Internet, suchte nach einer Bestätigung seiner Angst oder – noch besser – nach einem Widerspruch, der ihm anzeigte, dass die Arbeit, die Wolfgang verrichtete, keine ureigentliche war, die für seine Qualifikation in Frage kam. Was hatte Wolfgang noch gesagt? Dass er nicht studiert hätte! In diesem Moment fiel es Martin wie Schuppen von den Augen, dass er sich und seine Zukunft die ganze Zeit im Lichte der Arbeit Wolfgangs betrachtet hatte, obgleich dessen Arbeit mit Sicherheit nur eine ausführende, aber sicherlich keine planerische oder gar strategische war.

»Würde seine Arbeit eine andere sein? Vielleicht die des Teamleiters, der Martin im Anzug erwartet hatte? Der sich in sein Büro zurückzog, als er den Praktikanten losgeworden war? Um die spannenden und wichtigen Aufgaben zu erledigen? War Wolfgangs Aufgabe am Ende nicht doch wichtig, wenn auch nicht spannend? Das kleine Rädchen, das das große Ganze zum Stillstand bringen konnte?«

Über all diese Fragen schlief Martin ein und wurde am nächsten Morgen von seiner Mutter mit einem Tadel geweckt, dass es schon spät sei und Martin sicher seinen Wecker überhört hatte, wie er es früher in der Schulzeit schon immer getan hatte. Zu seinem eigenen Erschrecken musste Martin feststellen, dass er gar keinen Wecker gestellt hatte, sondern gestern irgendwann zu Bett gegangen war, am Computer nur den Monitor ausgemacht hatte und eingeschlafen sein musste, ohne dass er davon noch etwas wusste. Zum Glück wohnte er noch bei den Eltern, denn sonst wäre er gleich am zweiten Tag des Praktikums zu spät zur Arbeit gekommen – und was das für ein Bild abgegeben hätte, wollte sich Martin nicht einmal ausmalen!

Schnell schwang er sich aus dem Bett, blies durch das Badezimmer wie ein wirbelnder Orkan, putzte sich gleichzeitig die Zähne, wusch sich den Oberkörper, brachte Deo auf die Achseln, während er gleichzeitig ausspuckte und den Hahn zum Wasserspülen aufdrehte, zog sich im Anschluss schnellstmöglich an und schob sich gerade einen Schokoriegel in den Mund, als sein Vater in die Küche kam, zu seinem Sohn trat, ihn umarmte und ihm ins Ohr raunte, wie stolz er auf ihn sei. Sogleich durchfuhr Martin eine innere Schockwelle, denn diese Reaktion konnte nur im Zusammenhang mit der umfangreichen Schwindelei und der extrem ernüchternden Arbeit von gestern stehen. Dennoch dankte er seinem Vater für die warmen Worte, sah über dessen Schultern, wie sich seine Mutter eine Träne aus dem Auge drückte, und suchte ein wenig nach der Balance, als ihn sein Vater genauso ruckartig wieder losließ, wie er unerwartet eingefangen worden war.

Noch ein Klaps auf die Schulter und sein Vater war fertig, sodass sich Martin zwei weitere Schokoriegel und eine Banane in den Rucksack packen konnte, in den Flur ging, Schuhe und Jacke anzog, seiner Mutter einen Abschiedskuss auf die Wange gab und endlich aus dem Haus verschwunden war, an der frischen Luft, die so stechend kalt und überraschend war, dass ihm für einen kurzen Moment die Lunge so sehr schmerzte, dass er glaubte, keine Luft mehr bekommen zu können. Doch mit dem zweiten, dritten und jedem weiteren Atemzug ging es besser, und als er wieder vollkommen zu sich gekommen war, setzte sich Martin in Bewegung und ging mit einem hohen Tempo in Richtung seiner Arbeit – ohne auf die Schriftzüge auf den parkenden Autos zu blicken, die ihm gestern noch so viel Freude bereitet hatten.

Das Gebäude des Rechenzentrums, das am vorherigen Tage noch so viel Eindruck auf ihn gemacht hatte, biedert sich an diesem zweiten Tag gemeinsam mit der Tristesse der Umgebung und der erahnten Lustlosigkeit der Menschen an, die in dieses Gebäude strömten, um ihrer Arbeit nachzugehen.

»Was sie wohl alle am gestrigen Abend gemacht haben?«, fragte sich Martin und versuchte zu erraten, wer wohl lange aufgeblieben war und wer eher ausgeschlafen schien. Doch schon bald erkannte er, dass alle Menschen in der morgendlich-kalten Dämmerung dieses Spätwintertags gleich aussahen, wenn sie zur Arbeit gingen, eilend, um aus dem nasskalten Wetter ins Warme zu entfliehen, zu einer Tätigkeit, vor der man nur sehr schwer und unter Aufnahme großer Bürden entfliehen konnte. Martin suchte sich den Weg in seine Abteilung, in der er auf Wolfgang traf, der bereits seit einigen Minuten an seinem Bildschirm saß, kurz angebunden grüßte und schnelle Mausclicks vollzog, sodass Martin dachte, etwas Spannendes muss vorgefallen sein, aber schon kurz darauf war es mit der Hektik und dem schnellen Treiben auf dem Bildschirm vorbei, und als er seinen Betreuer fragte, warum er so viel in den verschiedenen Menüs herumgeklickt habe, sagte dieser in seiner kurz-prägnanten Art, dass er sich in allen Programmen als Bedienender anmelden müsse und die Pflicht zu jedem Schichtbeginn habe, die gestrigen Dateien nach Unstimmigkeiten zu durchforschen, um sie bei bestandener Prüfung schlussendlich zu kompilieren und bei Fehlerlosigkeit zu finalisieren. Diese Arbeitsprozedur würde aber bei ausreichender Übung nur eine knappe Viertelstunde zu Beginn des Tages in Anspruch nehmen, ehe es wieder im gewohnten Arbeitstrott vorangehen konnte – und was das hieß, hatte Martin am Vortag zur Genüge erfahren. Die große Angst, die der Studienabsolvent hatte, war, dass er weitere neun Tage damit zubringen würde, sinnlos schweigend auf mehrere Bildschirme zu schauen, auf denen Wolfgang ab und an einige Klicks machte, ehe er sich wieder beobachtend in seinen Stuhl zurücklehnte – von den sechs darauf folgenden Wochen, in denen er eine eigene Aufgabe übernehmen sollte, ganz zu schweigen. »Wenn Wolfgang wenigstens ein spannender Typ wäre, der viel aus seinem spannenden Leben zu berichten hätte!«, dachte sich Martin, doch diese Hoffnung war gestern schon nach wenigen

Minuten gestorben. Auch dieser Tag zog sich wie Kaugummi hin und als die Mittagspause kam und Wolfgang an seinem Schreibtisch ein Brot auspackte, um ja nicht die vollen dreißig Minuten Pause machen zu müssen, die ihm dennoch von der Arbeitszeit abgezogen wurden, hatten beide außer der Einführung samt Erklärung seitens Wolfgangs ganze fünf Sätze miteinander gesprochen und ansonsten nur auf die Bildschirme gestarrt. Doch diese Ruhe sollte sich alsbald ändern...

Am frühen Nachmittag geschah es, als Wolfgang für einen kurzen Moment mit irgendeinem innerbetrieblichen Formular zugange war, dass eine der vielen Kontrolllinien mit einem Mal einen Knick nach unten machte, ehe sie sich wieder auf normal begab. Martin zuckte merklich zusammen, denn vor seinem inneren Auge hatten sich die Linien bereits als immer waagrecht und nur mit minimalen Ausschlägen verlaufend eingebrannt, doch dieser Einbruch und die sofortige Rückkehr auf Normalniveau ließen ihn aus seiner erworbenen Lethargie aufschrecken. Sogleich blickte Martin zu Wolfgang, doch der schien diesen plötzlichen Einbruch nicht mitbekommen zu haben, sodass sich Martin fragte, was er wohl tun müsse; als ihm nichts Besseres einfiel und Wolfgang seit mehreren Augenblicken die Linien aus dem Blick verloren hatte, stupste Martin seinen Betreuer an und richtete seinen Finger ohne Begleitworte auf den einen Bildschirm, auf dem der Knick zwar noch deutlich zu sehen war, aber binnen weniger als einer Minute nach links verschwunden sein würde. Sogleich veränderte sich die gesamte Haltung Wolfgangs, er spannte sich, und auch die anderen im Team bemerkten, dass etwas im Gange war, was außerhalb der Spur war. Schnell machte Wolfgang eine Sicherheitskopie der Abfrage, packte diese Datei in eine Mail an seinen Vorgesetzten, markierte diese als wichtig, schickte sie ab und machte in wenigen Sekunden mehrere Menüs auf, die alle eine Hintergrunddiagnose starteten, von denen Martin alle keine Ahnung hatte – und vielleicht auch nie haben würde.

Die gesamte Erscheinung Wolfgangs hatte sich verändert; er saß nicht mehr mit gekrümmtem Rücken in seinem Bürostuhl, sondern war an den vorderen Rand gerutscht, hatte seinen Rücken durchgedrückt und war noch wortkarger, als er es sonst schon war. Martin bekam nichts von der Notfallprozedur erklärt, wollte es aber auch nicht, denn er konnte sich nicht vorstellen, dass Wolfgang darüber erfreut gewesen wäre, wenn er jetzt Fragen gestellt hätte; nein, er wollte warten, bis die Analyse vorbei war und sich die anstehenden Fragen geklärt hatten – vielleicht würde Wolfgang dann redseliger, denn immerhin hatte Martin ihn auf einen Vorfall aufmerksam gemacht, dessen Folgen vom Praktikanten nicht einzuschätzen waren. Dass es aber etwas Ernsteres zu sein schien, merkte Martin, als er plötzlich den Abteilungschef in seinem Rücken bemerkte, jener Mann, der ihn am Tag zuvor kurz eingeführt hatte und der ebenfalls auf den Bildschirm starrte, auf dem Wolfgang die Diagnosen im Hintergrund laufen ließ.

»Wissen wir schon, was es war?«, kam die Frage kurz und knapp vom Chef, von dem Martin am gestrigen Tage nach der Übergabe an Wolfgang nichts mehr gesehen hatte.

»Scheint nur ein seltsamer Spannungsabfall in einer der Hauptrechnungsleitungen gewesen zu sein«, entgegnete Wolfgang ohne Emotionen in seiner Stimme.

»Was meinst du mit seltsam?«

»Dass es ein tiefer Einknick war – viel tiefer als sonstige Einbrüche, die sich in mehreren Schritten andeuten! Und er war auch viel schneller wieder weg!«

Beide beobachteten die Linien, die sich wieder oberhalb der grünen Kontrolllinie bewegen.

»Sieht aber wieder normal aus, oder?«

»Scheint so.«

»Wir sollten aber auf jeden Fall klären, woher dieser Spannungsabfall kam, welche Auswirkungen der hatte und wie wir das in Zukunft vermeiden können. Wahrscheinlich ist es am Ende irgendeine Einstellung, die die Techniker prüfen müssen.«

»Wenn es nicht ein Test war, von dem wir wieder mal nichts mitbekommen haben!«, meinte ein anderer Mitarbeiter aus dem Team, der zwei Schreibtische neben Wolfgang saß und dessen Namen Martin nicht kannte – warum auch!?

»Kann eigentlich nicht sein«, erwiderte Wolfgang, »denn für einen Test, der von einem Menschen verursacht war, ist die Interferenz zu klein – so schnell kann kein Mensch einen Start- und Stoppmechanismus bedienen. Nein, es muss eine technische Ursache sein! Menschliches Versagen kann ich definitiv ausschließen!«

»Du beobachtetest das weiter, Wolfgang?«, meinte der Chef und alle im Raum wussten, dass das keine Frage, sondern eine als höfliche Frage getarnte Dienstanweisung war.

»Natürlich.«

»Sollte sich noch was tun, melde dich wie eben sofort bei mir. Wenn nicht – schreib einen kurzen Bericht – ich leite den dann an die entsprechende Stelle weiter! Mit mir in Kopie!«

»Wird gemacht, Chef!«, sagte Wolfgang abschließend trocken, und der Abteilungschef ging mit demselben strengen Schritt in sein Büro zurück, mit dem er scheinbar immer unterwegs war. Martin wartete, bis Wolfgang seine Arbeiten erledigt hatte, und sah zu, wie dieser den Monitor beobachtete, abwartete und einen Bericht zusammenfasste, der die genauen Umstände und Zeiten erfasste, eine Erklärung offen ließ und diesen dann an die entsprechende Dienststelle und seinen Chef in Kopie per E-Mail versandte. Währenddessen hatte Wolfgang kein einziges Wort gesprochen, sondern nur konzentriert nach einem festgesetzten Prozessschema gearbeitet, wobei Martin aufgefallen war, dass die Tastatur nicht unbedingt ein Freund Wolfgangs war. So wenige Fehler Wolfgang auf der Tastatur auch machte, so dauerte es auch mehrere Minuten, bis er einen Bericht von knapp zehn Zeilen ausgefüllt und versendet hatte, wobei die Prüfung und Nachbesserung des Geschriebenen den verschwindend kleinsten Teil ausmachte.

»Wie oft passiert so was?«, fragte Martin, nachdem er das Gefühl hatte, dass Wolfgang in seinen alltäglichen Trott zurückgekehrt war, und merkte, dass dieser scheinbar so sehr auf seine Arbeit fokussiert gewesen war, dass er seinen Praktikanten völlig vergessen hatte.

»So alle vier bis sechs Wochen einmal«, kam es als Antwort zurück.

»Und sind die Ursachen immer dieselben, oder...?«

»Nein, es sind schon immer auch andere dabei. Aber meistens ist damit getan, dass ich ein Protokoll ausfülle und dann abwarte, was sich ergibt. Wahrscheinlich hat irgendwer irgendwas gemacht, bekommt dafür einen auf den Deckel und es verläuft sich wieder alles ins Nirwana. So ist es eigentlich immer!«

Dieses ‚immer‘ von Wolfgang hatte eine seltsame Betonung, fiel Martin auf, und aus einem nicht ersichtlichen Gedankengang heraus, traute er sich infolgedessen nachzufragen, ob Wolfgang die Arbeit, die er tagtäglich leistete, überhaupt Spaß machte.

»Weißt du, Kleiner«, sortierte Wolfgang seine Gedanken zunächst, ehe er weitersprach, »natürlich habe ich Spaß an der Arbeit, auch wenn es vielleicht nicht so aussehen mag. Aber du musst das mal von der Seite sehen: Ich habe keinen Anspruch, einen wichtigen Posten auszufüllen, suche nicht die Verantwortung, sondern möchte arbeiten, um mir mein Leben so gestalten zu können, wie ich es gerne möchte. Ich arbeite, um zu leben, und lebe nicht, um zu arbeiten. Vielleicht merkst du dir dieses Sprichwort, denn es ist die zentrale Erkenntnis im Leben! Wenn du immer nur arbeitest und arbeitest, vergisst du das, was im Leben wichtiger ist als deine Arbeit!«

Ohne das Wichtigere beim Namen zu nennen, versank Wolfgang nach dieser für ihn überlangen Ausführung wieder in sein vorheriges Verhalten, klickte sich durch ein paar Kontrollmenüs, machte noch einen Bildschirm-Ausdruck für sein Archiv, und beide warteten gemeinsam darauf, dass der Feierabend heranschlich, von dem Martin jetzt ahnte, wie wichtig dieser Wolfgang war. Und dennoch hatte sich dieser nicht dafür bedankt, dass ihn Martin auf das Absinken aufmerksam gemacht hatte, doch vielleicht war die ausführliche Antwort Wolfgangs sein Dank – Aufmerksamkeit eines eigentlich introvertierten Eigenbrötlers. So verging auch dieser zweite Tag seines Praktikums, ohne dass er den Chef noch einmal zu Gesicht bekam und ohne weitere Zwischenfälle, die die Zeit um einen schier unendlichen Faktor beschleunigen konnten, denn kaum war der Vorfall geklärt, sah Martin auf seine Uhr und stellte fest, dass es nur noch eine knappe Stunde bis zum Feierabend war, der heute um einiges spannender war als der gestrige – insbesondere, weil er an diesem Abend seine Eltern nicht anlügen musste, um das Praktikum besser zu schwindeln als es eigentlich war.

Fröhlich ging Martin nach Hause und freute sich insbesondere über das abendliche Wetter, da entgegen des Wetterberichts an diesem Tag die Sonne mit einer ungeahnten Kraft hervorgekommen war. Mit munterem Schritt ging Martin nach Hause, kam ohne zum Vortag

vergleichbare Kopfschmerzen zu Hause an, setzte sich an den Abendtisch und verpackte das Geschehene so, dass es etwas spannender wurde, als es ursprünglich passiert war, doch dieses Dehnen der Wahrheit konnte er vor sich selbst gut rechtfertigen – immerhin bemerkte er, wie die Augen seiner Mutter leuchteten, als er von den spektakulären Ereignissen des Tages berichtete, die er an seinem zweiten Praktikumstag – wenn auch durch Zufall, wie Martin selbst zugab – entdeckt hatte. Die Welt schien nach dem gestrigen Tiefpunkt für den Moment wieder in Ordnung gerückt zu sein, doch schon am nächsten Tag kehrte auf der Arbeit, als Martin neben Wolfgang saß, die Eintönigkeit des alltäglichen Starrens auf die Bildschirme zurück, die weit davon entfernt war, auch nur den kleinsten Spannungsmoment bieten zu können. So langweilte sich Martin den ganzen Tag, beobachtete die drei Linien, von denen nicht einmal die grüne auch nur ansatzweise gestreift wurde, und schaute sich zudem die anderen Teammitglieder aus den Augenwinkeln genauer an, die sich in konstanter Abwesenheit des Chefs um irgendwelche Grafiken Gedanken machten, die keinen Deut interessanter schienen als Wolfgangs. Jeder in diesem Raum versprühte jene Langeweile, die aussagt, dass die Menschen ihrer Arbeit nachgehen, ohne die Möglichkeit der Eigenentfaltung oder des Verbesserns des Arbeitsprozesses – reine Arbeitstiere, die nichts weiter zu denken brauchten, als ihren Arbeitsbereich sauber zu halten und bei Bedarf die Notfallprozeduren zu kennen. Dieser dritte Tag des Praktikums fühlte sich für Martin genau wie der erste – und wenn er ehrlich zu sich selbst war, auch wie der zweite – wie eine reine Verschwendung von menschlicher Zeit an. Aufgrund dessen langweilte er sich über den gesamten Tag, blickte zunächst aus den Augenwinkeln, dann ohne hinterm Berg zu halten, alle fünf Minuten auf seine Uhr am Handgelenk und sprach den ganzen Tag nicht mehr als zehn Sätze mit seinem Betreuer, von dem er am ersten Tag geglaubt hatte, dass er der schweigsamste Arbeiter auf der Welt sein musste – doch dies war eine ganze Abteilung mit den schweigsamsten Arbeitern der Welt! Als wären sie vom Chef extra ausgesucht worden, weil ihr hervorstechender Soft Skill das Schweigen war. Niemand der Anwesenden sprach miteinander, ganz als ob es ihnen verboten worden wäre, und Martin suchte auch nach einem Passus in der Betriebsanleitung, der vielleicht darauf hindeuten würde, doch auch wenn er nichts fand, so hatte er dennoch die Vermutung, dass es unerwünscht war, wenn sich die Mitarbeiter untereinander unterhielten, weil sie vielleicht beides nicht zeitgleich konnten – reden und mit voller Konzentration auf die Bildschirme starren.

An diesem Tag ging Martin erneut mit dumpfen Kopfschmerzen nach Hause und fragte sich immer mehr, wie wohl seine Aufgabe aussehen würde, wenn er die zwei Wochen Betreuung hinter sich gebracht hatte – vielleicht würde er eine Urlaubsvertretung machen und genauso auf die Bildschirme starren, was angesichts der bisher ausgehandelten Nullsummenvergütung seines Zeitopfers zu einer Qual werden konnte, wenn er das Praktikum nachher nicht gewinnbringend einzusetzen vermochte. Auch seine Mutter und sein Vater sahen, dass er Kopfschmerzen hatte,

und fragten nicht genauer nach, wie es auf der Arbeit gewesen war, sondern ließen ihren Sohn in Ruhe zu Abend essen und sich dann auf sein Zimmer verkriechen, wo er auch alsbald einschlief. Die folgenden zwei Tage bis zum Wochenende und die drei ersten Tage der nächsten Woche waren an Langeweile für Martin kaum zu übertreffen, denn Wolfgang schien recht zu behalten, dass diese Zwischenfälle so selten waren, dass sie eine ernsthafte Ausnahme bildeten, auf die Martin nur hoffen konnte, um die Tristesse des Alltags zu durchbrechen; und bis zum Donnerstag, zwei Tage, bevor er eine eigene Aufgabe übernehmen sollte, geschah rein gar nichts – Martin sah noch nicht einmal den Chef der Abteilung.

Doch an diesem Donnerstag sollte alles anders sein: Gleich morgens, als Martin mit verschlafenen Augen in die Abteilung kam, sah er, dass der Platz, an dem er sonst Wolfgang schon sitzen sah, leer war; aus dem Büro kam auch sogleich der Abteilungschef auf den Praktikanten zu und bat diesen in sein Büro. Bisher war Martin in den acht Tagen seines Praktikums nur in die Nähe des Büros gekommen, das außerhalb des Kontrollraums lag, in einer Ecknische, aber immerhin mit einem Fenster nach draußen, auch wenn der Blick auf die Mitarbeiterparkplätze ging, die an diesem Tag unter einem Band von Nieselregen zu verschwinden schienen.

»Setzen Sie sich«, meinte der Chef, und Martin ahnte bereits Schlimmes, denn warum sonst sollte sich der Chef der Abteilung solche Mühe geben, um einen Praktikanten zu einem ernstem Gespräch zu bitten?

»Herr Matyschuk ist gestern Abend an einem plötzlichen Herzinfarkt verstorben. Muss einfach beim Lesen passiert sein! Seine Frau sagte, dass er sich an seine Brust gegriffen habe, ohnmächtig wurde und bereits tot war, als der Notarztwagen zum Haus der beiden kam. Ich weiß«, fuhr der Chef mit einer sanfteren und deutlich langsameren Wortwahl als sonst fort, »dass Sie Herrn Matyschuk erst seit knapp zwei Wochen kannten, aber immerhin haben Sie die letzten acht Arbeitstage seines Lebens mit ihm zusammen gearbeitet. Wenn Sie sich heute nicht in der Lage fühlen, hier auf der Arbeit zu bleiben, würde ich das verstehen! Sie haben also die freie Wahl, hierzubleiben oder nach Hause zu gehen.«

»Ich bleibe«, sagte Martin mit Nachdruck, über den er selbst verwundert war.

»Gut! Danke! Ich kann verstehen, wenn Sie sich im Laufe des Tages anders entscheiden sollten. Kennen Sie sich mittlerweile genügend mit den Systemen aus, mit denen Herr Matyschuk gearbeitet hat?«

»Das habe ich schon am ersten Tag! Und wenn ich darüber nachdenke, hätte selbst der dümmste Schimpanse der Welt das hinbekommen!«, dachte sich Martin, aber bemerkte etwas völlig anderes: »Ja, ich denke schon, dass ich die Systeme einigermaßen kenne. Nur die Notfallprozeduren kenne ich noch nicht so gut.«

»Das macht nichts!«, kam es direkt vom Chef zurück, »Sie haben ja meine Durchwahl. Ich habe wiederum eine Durchwahl zu meinem Handy, wenn ich nicht im Büro abhebe. Also: Sie können mich jederzeit anrufen, wenn etwas sein sollte, was außerhalb der Norm ist. Bitte – und das ist mir sehr wichtig: Fragen Sie immer nur mich, weil ich die Entscheidungen treffen muss! Die anderen Teammitglieder sind nicht auf das System eingewiesen, das Sie heute bedienen sollen!«

»Was ist mit den morgendlichen Auswertungen, die Wolfgang – Herr Matyschuk – zu Beginn jeder Schicht gemacht hat?«, wollte Martin wissen und erinnerte sich an die massenhaften Klicks durch die Menüs, die Wolfgang jeden Morgen gemacht hatte.

»Überlassen Sie das mir! Achten Sie nur darauf, dass das System weiterhin stabil läuft.«

»Wird gemacht!«

»Gut – dann an die Arbeit!«, kam es vom Abteilungsleiter, ohne die normalerweise diese Worte begleitende Aufbruchstimmung zu versprühen.

Martin war bereits aufgestanden und wollte sich zu seinem neuen Arbeitsplatz aufmachen, als dem Chef noch etwas einfiel.

»Ach so, ich habe ja was Wichtiges vergessen – Sie haben doch diese Woche noch Einweisung und dann sechs Wochen eine eigene Aufgabe, nicht wahr?«

»So haben Sie es mir zu Beginn gesagt, ja!«

»Das wird sich jetzt ein wenig verschieben, bis ich einen hinreichenden Ersatz für Herrn Matyschuk gefunden habe. Aber das sollte für Sie nichts ausmachen, denn die Urlaubsvertretung für zwei andere Kollegen aus dem Team werde ich kurzfristig anders lösen können. Das heißt, Sie bleiben vorerst auf dem Platz, an dem Herr Matyschuk gearbeitet hat! Vielen Dank!«

Das war nun wirklich das Signal für Martin, dass das Gespräch beendet war, und als er langsam das Büro verließ, überkam ihn eine unendliche Leere, denn neben dem Tod des einen Menschen, den er in diesem riesigen Unternehmen ein ganz klein wenig kennen gelernt hatte, wusste er jetzt das, was er bereits geahnt hatte: dass die Aufgabe, die er in Eigenverantwortung übernehmen sollte, nichts anderes war als das, was er die letzten acht Tage gemacht und jede einzelne Sekunde davon gehasst hatte: das Starren auf Bildschirme und das Hoffen, dass einmal mehr als nur eine Berichtslinie unterhalb der roten Kontrolllinie absackte – und am besten für immer.

2. Kapitel

Als Martin ein knappes Jahr nach dem Ende seines Praktikums erneut an den parkenden Autos vorbeigeht und sich die Zeichnungen und Kommentare der Kinderhände im Reif auf den Autoscheiben ansieht, erinnert er sich an seine Zeit im Praktikum, seinen verstorbenen Betreuer Wolfgang und daran, wie er die folgenden sechs Wochen nichts anderes getan hatte, als auf drei bis vier Bildschirme zu starren, auf denen Linien ein Abbild irgendeines mechanischen oder

computergestützten Prozesses zeigten, den Martin selbst nie zu Gesicht bekam oder von einem Mitarbeiter erklärt bekam. Was er dort mehr als dreißig Arbeitstage tagein, tagaus betrachtet hatte, wusste er nicht und wollte es auch bereits in der zweiten Woche nicht mehr wissen; allein die Tatsache, dass sein Chef zufrieden mit seiner Arbeit war und ihm ein gutes Zeugnis ausgestellt hatte, waren die Mühen wert gewesen. Trotz dessen, dass Martin in den gesamten sechseinhalb Wochen nach dem Ableben von Wolfgang nicht einmal einen Alarm oder eine Notfallprozedur auslösen musste, waren die Anstrengungen, auf dem Stuhl nicht einzuschlafen, bedeutend größer gewesen als die Kopfarbeit, die er in seinem ersten Praktikum in einem Unternehmen zur Herstellung von Öldruckgebern nach dem Ende seines Studiums leisten musste.

Er hatte sich dennoch nach dem Bestehen seines Studiums auf eine offene Stelle beim MPA beworben, da er sich nicht vorstellen konnte, dass auch die studierten Physiker solch langweilige Arbeiten machen mussten, doch seine Chancen rechnete er sich sehr gering aus; am Ende des Praktikums beim Unternehmen für Öldruckgeber, in dem er die Berechnungen für einen neuen Druckgeber berechnen und validieren musste, schien die Gelegenheit groß, dass ihn diese Firma übernehmen würde, doch dann wurde eines Tages ein Brief vom MPA nach Hause zugestellt, und er schwankte trotz seines damaligen Praktikumseindrucks sehr, insbesondere aber, da die aktuelle Firma keine sonderlichen Anstrengungen machte, ihn trotz seiner guten Arbeit unbedingt halten zu wollen. Wie bei vielen anderen Kleinigkeiten im täglichen Arbeitsablauf kamen sie dann auch viel zu spät mit einem Angebot auf Martin zu – da hatte er bereits einen unterschriftsreifen Vertrag vom MPA vorliegen, und dennoch fragte er sich ein weiteres Mal, zögerte und hätte beinahe die vom MPA gesetzte Frist überdehnt, ehe er dann doch dem Vertrag zustimmte und einen Einstellungstermin für den Anfang des kommenden Jahres vereinbarte.

Das war im späten November gewesen und da sein Praktikum ebenfalls im November endete, fragte sich Martin, was er mit dem verbleibenden freien Monat anfangen sollte. Eine große Reise konnte er sich nicht leisten und auch die wenigen Sachen, die ihn wirklich interessierten, hatte er bald alle durch, sodass er seinen alten Chef im MPA-Rechenzentrum fragte, ob er ihn nicht als Urlaubsvertretung für die letzten vier Wochen im Jahr noch brauchen könnte – und schon am nächsten Tag saß Martin erneut vor drei Bildschirmen und wartete darauf, dass eine der Linien unterhalb der grünen Kontrolllinie fiel – doch dieses Mal nicht als Praktikant, sondern bereits als voll bezahlter Arbeiter, was diesen weiterhin langweiligen Job durchaus aufzuwerten wusste. Jeden Abend, wenn er nach Hause ging und sich fragte, wie viel er denn an diesem Tag wohl verdient hatte, wusste er plötzlich, was Wolfgang gemeint hatte, als er sagte, dass er arbeite, um zu leben. Die Kopfschmerzen, die er vor einem knappen Jahr sonst immer gehabt hatte, waren wie fortgeblasen, und umso mehr freute er sich auf den Tag, an dem es endlich mit der richtigen Anstellung losgehen sollte.

Der Tag kam und traf ihn mit einem Donnerschlag, denn mit dem ersten Tag unter seinem neuen Chef wurde von seinen neuen Teammitgliedern eine solche Geschwindigkeit vorgegeben, dass Martin trotz seines sehr guten Studiums Mühe hatte, den Ausführungen und Gedankengängen der anderen zu folgen. Er war nun nicht mehr für die Observierung von einfachen Linien auf Bildschirmen verantwortlich, sondern war nun direkt mit der Steuerung des MPA und deren Optimierung beschäftigt. Dieser Sprung in der Komplexität seiner Arbeit verursachte neuerliche Kopfschmerzen, doch seine Arbeitskollegen konnten ihm versichern, dass es allen Neuen in dieser Abteilung so erging. Die Kopfschmerzen und das Unwohlsein würden alsbald nachlassen, insbesondere dann, wenn die alltäglichen Begriffe und die Fachausdrücke ins Fleisch und Blut übergegangen sind, sodass man sich mehr auf den Kontext konzentrieren konnte.

An diesem Morgen, als Martin auf dem Weg zur Arbeit ist, erscheint diese Phase seines Lebens, in der er mit Sorgen auf die Arbeit ging, so weit zurückzuliegen, dass es ihm beinahe wie eine Ewigkeit vorkommt – dabei sind erst zwei Monate vergangen, doch seine Arbeitskollegen im Team hatten allesamt recht behalten, als sie sagten, dass er sich bald einleben würde. Mittlerweile ist Martin ein fester Bestandteil des Teams und wurde nach und nach mit eigenständigen Aufgaben betraut, während der begleitende Teil immer weniger wurde. Das einzige, was sich in dieser ganzen Zeit nicht verändert hatte, war die Schlagzahl, die sein Chef von ihm und dem ganzen Team verlangte, denn sie hatten noch ehrgeizige Ziele vor sich – auch aus diesen Gründen war Martin angestellt worden, denn der Einsatzzustand des MPA lag inzwischen mehr als drei Jahre hinter dem eigentlichen Fahrplan zurück, und es sah nicht aus, als könnte man die ersten Schwarzen Löcher noch in diesem Jahrzehnt herstellen. Obwohl das Jahr noch knappe zehn Monate dauert, ist allen Beteiligten klar, dass nach den letzten Störungen nicht so schnell zu der experimentellen Forschung zurückgekehrt werden kann; vielmehr müssen die Grundeinstellungen und –bedingungen allesamt neu berechnet und implementiert werden, was zur Folge hat, dass jedwede Hoffnung auf eine revolutionäre Entdeckung in die ferne Zukunft geschoben werden muss. Auf dem Weg zur Arbeit denkt Martin über seine eigene Arbeit nach; vor allem darüber, wie es dazu kommen konnte, dass der MPA fünf Jahre nach der Baufertigstellung immer noch keine Schwarzen Löcher erschaffen konnte, geschweige denn betriebsbereit ist. Die Geschichte der Inbetriebnahme hat Martin jetzt bereits so oft gehört, dass er sie schon auswendig kannte, obgleich er damals noch an der Universität im zweiten Semester gewesen war. Alle waren sie dort gewesen: Politiker, Wissenschaftler, Investoren und allerlei Prominenz, als das neue Prunkstück der Wissenschaft feierlich eingeweiht wurde. Wer hielt nicht alles eine Rede und feierte den Moment, in dem die letzten Rätsel des Universums vor der Auflösung standen, und auch Martin erfuhr vieles davon an der Universität, zu der natürlich die Fertigstellung dieses einzigartigen Werkzeugs physikalischen Pioniergeistes drang; wie eifrig waren die Professoren bemüht, die Möglichkeiten dieses geistigen

und mechanischen Monstrums zu erklären, seine Logik bezähmen zu können, die Erwartungen, die Wünsche, das Wollen und das Können – schier alles schien in dieser einen Maschine zu liegen. Doch die große Parade wurde zum vielleicht größten Physikerflop des Landes, denn gerade als sie die Maschine feierlich in Betrieb nehmen wollten, versagte die Elektronik – selbst bei den Testläufen hatte die Maschine deutlich mehr Spannung vertragen –, doch an diesem feierlichen Eröffnungstag versagte sie ihren Dienst und ließ die wenigen Techniker, die sich mit der Steuerung wirklich auskannten, schwitzend nach einer Lösung suchen. Am Ende fanden sie eine und präsentierten die ersten Schwarzen Löcher, doch kaum, dass der Applaus geendet hatte und die sensationslüsternen, aber keineswegs wissenschaftlich interessierten Gäste wieder zu Hause waren, funkte es bereits über den Ticker der reißerischen Boulevardzeitungen, dass die Schwarzen Löcher keine Schwarzen Löcher gewesen seien, sondern nur eine Art holographische Nachbildungen zur Belustigung der Anwesenden. Vielleicht hätte man sich damals gegen eine Inbetriebnahme und damit gegen eine Verschaukelung der anwesenden Gäste entscheiden sollen – das wäre zwar eine Schmach gewesen, aber der Sachverhalt hätte höchstens für einen Spott ausgereicht, den man auf Kosten der Propagandamaschine rund um den MPA gemacht hätte –, doch die anwesenden Gäste zunächst zu belügen und dann vorzuführen, damit sie eifrig applaudierten, beschädigte den Ruf des Prestigeobjekts nachhaltig, und dieser war außerhalb der Forschergemeinde nach fünf Jahren des Fertigstellens, Testens und Justierens nur unmerklich besser geworden.

Nichtsdestotrotz kann sich Martin inzwischen, als er durch den Vordereingang in das Gebäude rechts neben dem eigentlich Rechenzentrum tritt, keine bessere Stelle vorstellen; er geht in die Umkleidekabine, zieht sich um, lässt mehrere Behandlungen mit Druckluft und Desinfektion über sich ergehen und fährt schlussendlich mit einem Aufzug in die Tiefe – denn dort liegt das Ungetüm menschlicher Erfindungsgabe: weit unterhalb der Grasnarbe, das andere, gegenüberliegende Ende weit entfernt von hier – im Gesamten knapp dreißig Kilometer, ein riesiger runder Tunnel, der gegraben werden musste, über elf Jahre und mit unendlichem menschlichen Schweiß, doch jetzt, da der MPA existiert, und Martin zu der Steuerungszentrale für die Freisetzung der Protonen fährt, denkt der junge Sechszwanzigjährige nicht mehr an das, was hinter ihm und dem MPA liegt, sondern nur noch an die Aufgabe, die er gemeinsam mit seinem Team zu erledigen hat, denn die ist bei weitem schwer genug.

In dieser Woche hat Martin vor allem Unmengen an Auswertungsbögen zu sichten, ein Über und Über an Zahlenmeeren, die kaum zu enden scheinen; gemeinsam mit den Computerprogrammen versucht er den über seinen Kopf gewachsenen Auswertungen eine äußere Form zu geben, und hofft auf starke, valide Ergebnisse, denn diese erste alleinige Aufgabe möchte er zur vollen Zufriedenheit seines Chefs meistern, doch je länger er an diesem Tag über dem Zahlenberg sitzt, desto mehr wird ihm bewusst, dass es keine einfache Lösung gibt, nein, vielmehr versteckt sie sich

hinter den schier algorithymisch wirkenden Strängen – oder auch nicht. Das Schlimme an derartigen Suchaktionen, die dem Suchen der Haarnadel im Heuhaufen durchaus nahekommt oder dieses Bild gar noch übersteigt, ist das Nichtwissen darüber, ob sich die Haarnadel überhaupt im Haufen befindet.

Die Mittagspause durchmachend, sitzt Martin an seinem neuen Schreibtisch und rechnet die Zeilen rauf und runter, versucht ein Muster in dem ganzen Wust zu finden, bis die Zeilen und Spalten beginnen, ineinander überzulaufen; zunächst gelingt es ihm noch, sich die Augen zu reiben, um die Zeilen und Spalten wieder geradezurücken, doch nach zwanzig Minuten reicht auch das nicht mehr, und er entscheidet sich aufzustehen, um doch eine kleine Pause zu machen.

»Worin liegt des Rätsels Lösung?«, fragt er sich unentwegt, als er sich auf denselben Weg über den Fahrstuhl zurück nach oben macht, die Reinigungsprozeduren über sich ergehen lässt und aus der abgeschotteten Welt in die wirkliche zurückkehrt, zur Kantine geht und dort ein Mittagessen bestellt, zu dem er eine Extraportion Fleisch und Kroketten bekommt, weil er kurz vor dem Schließen gekommen ist. Ohne diesen glücklichen Umstand mitzubekommen, bezahlt er mit seiner Karte und setzt sich allein an einen abseitigen Tisch – und da kaum noch Mitarbeiter um diese späte Zeit zu Mittag essen, hat er seine Ruhe, die er zum Nachdenken braucht.

»Worin liegt des Pudels Kern?«, fragt er sich auch noch während des Essens, ohne eine Antwort zu finden. »Wäre eine Lösung denkbar, die aussagt, dass es keine eindeutige gibt?«

Was würde sein Chef dazu sagen?

»Wenn es doch die richtige Antwort ist, dass es keine eindeutige Lösung gibt!«, mahnt ihm sein Verstand, und dennoch ist er unzufrieden, denn kein Ergebnis ist immer auch ein schlechtes Ergebnis, selbst wenn es das einzig richtige ist. Das ist die Krux einer beauftragten Analyse – dass am Ende bestenfalls etwas herauskommt, denn selbst ein schlechtes Ergebnis lässt sich einfacher darstellen und vermitteln als ein Nichtergebnis – oder das Ergebnis von Nichts! Die Aussage, dass es kein Ergebnis gibt, ist zwar umfassend, aber leider viel zu kurz. Keine Interpretationsansätze, keine Lösungsmöglichkeiten, nichts. Also weitersuchen, bis er etwas findet!

»Da muss etwas sein!«, motiviert sich Martin und schiebt sich die letzten beiden Kroketten in den Mund. »Und wenn ich die Gewichtung meiner Analyse derart abändern muss, dass am Ende wenigstens eine Erkenntnis aus der ganzen Analyse hervorgeht! Wie ich das Ergebnis dann verkaufe, kann ich mir ja dann immer noch ausdenken! Die Frage ist nur: Wenn das alle so machen...? Aber das soll nicht meine Sorge sein!«

Mit neuem Mut und der wiedergewonnenen Fähigkeit, mit klarem Blick auf ein Blatt Papier zu blicken, geht Martin zurück an seinen Arbeitsplatz, durchquert die Schleusen, fährt mit dem Fahrstuhl hinunter in die dritte Unteretage und kommt endlich in den Raum, in dem sein

Schreibtisch steht, als auch schon das Telefon klingelt und sein Chef nachhört, ob er denn schon etwas gefunden habe.

»Ich habe schon ein paar Ansatzpunkte«, schwindelt Martin seinen Chef an und hofft, dass dieser keine näheren Erklärungen will, »aber natürlich muss ich diese Punkte noch validieren!«

»Sag mir unbedingt sofort Bescheid, wenn du etwas hast«, dröhnt es aus dem Telefon und Martin fragt sich, woher auf einmal dieser Druck kommt. »Selbst wenn es auf den ersten Blick als nicht so wichtig erscheint! Aber wenn wir keine Indikatoren liefern können, bleibt der ganze Prozess stecken! Wir kämpfen jetzt an der Front und müssen den Weg vorgeben, den die anderen Abteilungen nicht mehr sehen! Alles klar soweit?«, kommt es in einem militärischen Ton über die Leitung, die Martin ahnen lässt, unter welchem Druck sein Chef stehen muss.

»Ich denke schon!«

»Wann kann ich denn spätestens mit Ergebnissen rechnen? Oder besser: Wann glaubst du, dass du fertig sein wirst? Nur eine grobe Schätzung!«

»Andersherum gefragt – wann brauchst du denn Ergebnisse?«, will Martin vor seinem Chef glänzen.

»Es ist nicht die Zeit, den Helden zu spielen, der alleine am Steuer steht und das Ruder noch im letzten Moment herumreißen kann, Martin!«

»Entschuldige!«

»Nichts für ungut, Martin, aber wir müssen das jetzt für die anderen stemmen! Da geht es nicht darum, dass wir heute Abend schon Ergebnisse haben, die sich dann als nicht brauchbar herausstellen, nein, was wir brauchen, sind harte Ergebnisse, die uns weiterbringen!«

»Harte Ergebnisse, die uns weiterbringen. Verstehel!«

»Soll ich dir die Arbeit vielleicht abnehmen?«, fragt sein Chef plötzlich und unerwartet, und Martin spürt eine beklemmende Enge in seinem Innern aufsteigen.

»Ich schaffe das schon – und wenn ich Fragen habe, weiß ich ja, wohin ich mich wenden kann.«

»Bist du dir da sicher?«

»Auf jeden Fall!«, wehrt sich Martin gegen die aus seiner Sicht ungerechtfertigten Zweifel an seiner Arbeit oder Leistungsfähigkeit.

»Gut«, meint der Chef nach einer gedanklichen Pause, die sich für Martin wie eine Ewigkeit anfühlt, »also wie lange wirst du brauchen?«

»Das ist schwer zu sagen; finden, prüfen...«

»Nur eine ganz grobe Schätzung!«

»Ende der Woche!«, fragt Martin mehr, als dass er eine Aussage trifft.

»Also noch zweieinhalb Tage! Gut – Freitag! Aber bitte Freitag früh am Nachmittag! Bitte nicht abends um sechs Uhr – dann kann ich damit nichts mehr anfangen, falls es stichhaltig ist!«

»Ich versuche bis dahin, etwas Stichhaltiges herauszufinden!«

»Ich dachte, du hättest bereits etwas!«, bohrt sein Chef nach und Martin spürt, wie seine Handflächen am Telefonhörer feucht werden.

»Ich habe auch etwas – aber ich weiß nicht genau, ob dieses Muster für alle Testfälle gilt!«, rettet sich Martin, ohne allzu unsicher zu klingen.

»Dann wollen wir mal hoffen, dass etwas dabei ist! Alles klar dann?«

»Ich denke schon!«

»Wenn du Fragen hast, kannst du gerne die anderen aus deinem Team zurate ziehen. Wenn die dir sagen, dass sie keine Zeit haben, dann sollen sie mich ansprechen – deren Aufgaben kann ich noch ein wenig schieben!«

»Verstanden!«

»Dann an die Arbeit!«, kommt es vom Chef und ohne weitere Verabschiedung legt dieser auf; Martin legt ebenfalls den Hörer auf, wischt sich die nasse Hand mit einem Taschentuch ab, fährt sich über die schweißnasse Stirn und wundert sich darüber, wie sehr er mit einer kleinen Frage ins Hintertreffen geraten war, aus dem er nur mit Mühe und einer Notlüge wieder herauskam.

»Warum fällt mir gerade in diesem Moment auf«, denkt er sich und starrt auf das Telefon, »dass mein Chef überhaupt kein Talent zur Motivation hat? Spiel nicht den Helden! Du bist nicht der, der das Ruder herumreißen kann! Was soll man sich denn dabei denken? Und vor allem – was soll ich jetzt machen? Was, wenn ich nichts finde, wenn ich... Ist Nichts finden auch eine Option?«, schießt es ihm erneut durch den Kopf, doch umgehend reagiert seine innere Stimme: »Nein! Sicher nicht! Nicht so, wie der Chef gerade geklungen hat! Also habe ich im Grunde zwei Optionen: Entweder ich finde etwas oder ich mache etwas so überdeutlich klar, als ob ich etwas gefunden hätte, was sich erst später als Ente herausstellt – dann habe ich aber immerhin etwas gefunden! Und wer weiß, ob sich daraus nicht dann doch eine heiße Spur ergibt, wenn dann andere Mitarbeiter draufschauen und was finden...«

Martin versucht sich erneut auf die Arbeit zu konzentrieren und schiebt die diffusen Gedanken von sich weg; doch je länger er auf das Zahlenmeer starrt, desto undeutlicher wird alles, ganz so, als ob sich die Lösung darin verstecken will und mit Nebelbomben schmeißt, um das Entdecktwerden hinauszuzögern oder gar zu verhindern.

»Vielleicht liegt die Lösung nicht innerhalb dieses Zahlenmeeres«, hat Martin eine neue Idee und sucht in seinen Dateien nach alten Ergebnissen, »sondern in den Unterschieden zu anderen Testläufen – wenn ich die identifiziere, kann es mir vielleicht gelingen, in den Unterschieden ein Muster zu erkennen, was dann... – wo habe ich die Dateien nur? Ach, hier! So, dann mal los.«

Die folgenden zwei Stunden vergleicht Martin eine ältere Zahlenreihe nach der anderen mit den aktuellen Testergebnissen, doch auch wenn er ab und an eine Unsauberkeit in der

Prozessbeschreibung oder eine leichte Abweichung in den Resultaten entdeckt, sind die Ergebnisse dennoch immer recht homogen.

»Das bedeutet aber«, sagt er zu sich selbst, als er auf die Uhr an der Wand blickt und feststellt, dass es bereits Abend ist, »dass ich auf jeden Fall schon mal behaupten kann, dass entweder alle Experimentalreihen falsch oder alle richtig sind, denn sonst hätte ich Unterschiede feststellen müssen. Die Option, dass sich zwei verschiedene Reihen deutlich voneinander unterscheiden und doch im Ergebnis gleich sind, erscheint mir zwar nicht realistisch, darf aber nicht als Möglichkeit übergangen werden! Aber wenn ich dann noch das Faktum dazu nehme, dass ich mehr als zwei paarweise verglichen habe, ist die Wahrscheinlichkeit gleich null. Außer...«

Erneut schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf, den er auch sogleich überprüft; wiederum vergeht mehr als eine Stunde, ehe er auch diesen Punkt abgeglichen hat.

»Also die Lösung liegt auch nicht darin, dass sich die Test- und Ergebnisreihen in den sekundären Punkten unterscheiden und in den primären gleichbleibend sind – was ja durchaus eine Lösung gewesen wäre, wenn die Ergebnisfaktoren durch die primären bestimmt worden wären, während die sekundären zwar keinen Einfluss auf das Ergebnis an sich, aber dennoch signifikanten Einfluss auf den Verlauf haben. Notwendige und hinreichende Bedingungen! Das waren die beiden Worte, die uns der Professor für Logik und Mathematik immer eingebläut hat: ‚Vergesst bloß die beiden grundlegenden Pfeiler einer jeden Analyse nicht!‘ hat er immer gesagt. Wie einfach war es doch an der Universität – und wie ätzend ist das Berufsleben, wenn man Ergebnisse liefern muss, die aber nicht vorhanden sind. Ich könnte vor Frust schreiend durch die Gegend laufen und mir die Haare raufen, bis ich vielleicht zu einer Lösung kummel«

Er schaut erneut auf die Uhr und erschrickt von neuem, sagt sich dann, dass er nach Hause müsse, um etwas zu essen und zu schlafen, damit er sich am nächsten Morgen mit neuer Kraft an die Arbeit machen könne – schließlich sei der nächste Tag Donnerstag und er würde wohl den ganzen Freitag brauchen, um die wenigen Ergebnisse, die er bisher hatte, einigermaßen logisch aufzubereiten, was bedeutet, dass, wenn er morgen Abend ohne Ergebnisse nach Hause ginge, er wohl am Freitag nichts von Wert abgeben würde...

Der Weg nach Hause ist durchdrungen von den verschiedensten Gedanken; immer wieder flüchten seine Gedanken in die Erinnerungen an die Ergebnisse des Tages, immer wieder führt er denselben Kampf mit sich aus, den er am ganzen Tag, bei jeder Idee, bei jeder Rechnung, bei jeder Prüfung mit sich ausgefochten hat; und als er endlich zu Hause ankommt und kaum weiß, wie er das geschafft hat und vor allem, wie lange er dafür brauchte, hat er die Lösung, nein, er hat gleich mehrere und handelt überstürzt, fliegt beinahe mit der Türe in das Haus hinein, rennt den von der Toilette kommenden Vater um, sucht einen Block, findet erst keinen Stift, der schreibt, doch dann wird er des Stiftes gewahr, den er immer in seiner Jackentasche hat, beginnt zu schreiben und

schreibt das nieder, was er in seinem Kopf hat, wirre Gedanken, Rechnungen, Quervergleiche – und erst, als er seinen Kopf leer geschrieben hat, wird ihm wirklich bewusst, dass er zu Hause ist und dass ihn sein Vater wie einen Geisteskranken anstarrt, da der eigene Sohnmann mit dicker Jacke und matschigen Schuhen inmitten des Flures steht und bisher eher einem Verwirrten als dem eigenen Sohn gleicht.

»Ist das, was du da aufgeschrieben hast«, beginnt der Vater und verändert die Satzstruktur, da er erkennt, dass er die Frage anders stellen muss: »Ergibt das für dich einen Sinn, was du da aufgeschrieben hast?«

Martin blickt an sich herunter und sucht auf dem Zettel, der vor ihm liegt, nach einer logischen Struktur, muss sich aber zunächst selbst attestieren, dass auf diesem Zettel keinerlei logische Struktur erkennbar scheint, und tut dies auch seinem Vater kund, indem er fast unmerklich, voller Selbstkritik, den Kopf schüttelt.

»Komm mit!«, entgegnet ihm sein Vater, nimmt die Jacke entgegen und wartet, bis Martin seine Schuhe ausgezogen hat, »Lass uns in die Küche gehen und setzen und reden!«

»Aber der Boden ist doch noch nass«, widerspricht ihm sein Sohn.

»Das mache ich gleich sauber«, sagt die Mutter aus dem Hintergrund, die Martin bisher nicht bemerkt hatte.

»Ich habe das dreckig gemacht und...«

»Ist schon gut, Martin«, meint seine Mutter und geht bereits mit dem Putzlappen an ihm vorbei.

»Geh ruhig in die Küche – das Essen steht noch auf dem Tisch. Kannst dir ja deine Portion in die Mikrowelle schieben!«

»Danke«, sagt Martin leise und mit einer Spur Demut und lässt sich von seinem Vater in die Küche führen. Dort angekommen setzt er sich auf seinen Stuhl, füllt seinen Teller mit Kartoffeln, Fleisch und Gemüse, stellt diesen Teller mit einer Haube in die Mikrowelle und startet das Aufwärmprogramm für vier Minuten bei mittlerer Hitze.

»Es ist nicht gut, wenn du dir einen solchen Stress machst!«, beginnt sein Vater mit nur leichtem Tadel in der Stimme, nachdem Martin die ersten Bissen gegessen hat und beide für einige Minuten geschwiegen hatten. »Vor allem dann nicht, wenn es Stress von der Arbeit ist! Dass du eben nichts von dem, was du aufgeschrieben hast, brauchen kannst, ist wohl Anzeichen genug, wozu dich dieser Stress verleiten kann.«

»Es ist diese eine Aufgabe«, sagt Martin, nachdem er kurz das Essen unterbrochen hat, »es ist meine erste richtige Aufgabe, für die ich alleine verantwortlich bin, und jetzt ist sie mit einem Mal so wichtig geworden, dass die Forschungsarbeit des ganzen MPA an dem Erfolg meiner Arbeit hängt.«

»Wer sagt das?«, zweifelt sein Vater nach einem kurzen Moment.

»Mein Chef.«

»Und dein Chef kann das Ganze beurteilen?«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, vermag dein Chef zu beurteilen, ob die Arbeit am MPA nicht weitergeführt werden kann, weil ein Mosaikteilchen fehlt?«

»Ich denke schon!«

»Und wenn du das wirklich glaubst – glaubst du dann auch, dass er einem Neuen, der kaum abschätzen kann, wie er seine Arbeit so strukturiert, dass er diese am Ende zwingend zum Erfolg führt, diese Verantwortung überträgt und sich als Chef damit selbst in dieser Sache zur Disposition stellt?«

»Entschuldige, aber...!?!«

»Wenn er doch als Chef weiß, wie wichtig diese Arbeit für die gesamte Arbeit am MPA ist – warum lässt er die Arbeit dann bei dir allein und übergibt sie nicht an sein ganzes Team? Lässt alle anderen Arbeiten ruhen und fokussiert die Kräfte seiner Abteilung auf dieses Problem? Und warum verlangt der Chef deines Chefs das nicht von ihm?«

»Weil...«, möchte Martin antworten, doch ihm fällt keine Antwort ein, die irgendeinen Sinn macht.

»Aber warum sagt er mir dann, dass die anderen, die an diesem Problem arbeiten, das Problem nicht finden können, sondern nur wir das erledigen können. Er hat ja auch gefragt, ob ich damit fertig werde!«

»Weißt du, mein Sohn«, sagt der Vater mit einem wohlwollenden, weil verstehenden Tonfall, »es ist nichts Ungewöhnliches, dass Abteilungsleiter über andere Abteilungen schimpfen und so ein gepflegtes Image für das eigene Team erhalten, das eher auf ihn als auf andere Abteilungen zugeschnitten ist. Indem man andere Abteilungen schlechtmacht, kann man sich der Loyalität der eigenen Leute sicher sein, weil man diesen mehr zutraut als den anderen Teams. Aber betrachte es mal von einer anderen Seite: Glaubst du wirklich, dass die Arbeit an einem so großen Projekt wie das des MPA an einem einzigen Kopf hängt? Und dann auch noch an einem, der erst seit wenigen Monaten dabei ist?«

Martin merkt, dass diese Frage keine Frage war, die der Vater seinem Sohn aus Interesse stellt, sondern eine echte Prüfung scheint, wie sehr der Sohn bereits im wirklichen Leben angekommen ist, und je mehr Martin über eine Antwort nachdenkt, desto mehr erkennt er, wie merkwürdig er sich bisher und insbesondere beim Eintreten in den Flur verhalten haben muss; gerade will er antworten, als sein Vater weiterspricht.

»Dein Schweigen interpretiere ich so, dass du dich selber fragst, was du alles falsch gemacht hast, nicht wahr?«

Martin nickt.

»Ach, mein Sohn«, sagt der Vater mit einem Mal und schlägt einen sehr versöhnlichen Tonfall an, »was willst du schon groß falsch gemacht haben? Der Boden ist ein wenig dreckig und wenn ich ehrlich bin, schmerzt mein Arm immer noch ein wenig, als du mir die Haustüre dagegen geschlagen hast, aber...«

»Ich habe was?«, fragt Martin erschrocken.

»Als du eben hereingekommen bist, hast du die Haustüre mit einer solchen Wucht aufgeschlagen, dass die Haustüre gegen die Türe der Toilette knallte, die wiederum an meinen Arm schlug.«

»Entschuldige, das habe ich gar nicht mitbekommen.«

»Vielleicht hätte ich besser schreien sollen, dann wärst du eher aus deiner Gedankentrance aufgewacht und wärst nicht auf die Jagd nach den Hieroglyphen gegangen, die du auf das Papier geschrieben hast. Was wolltest du denn überhaupt aufschreiben?«

»Ich habe keine Ahnung mehr!«, gibt Martin zu und muss lachen, so ungezwungen, wie er sich den ganzen Tag nicht gefühlt hat.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es die Lösung für mein Problem ist«, presst er prustend zwischen dem hysterischen Lachen hervor, »denn ansonsten würde ich es ja verstehen – ich glaube, ich habe dieselbe Unordnung geschrieben, die auch in meinem Kopf war, bis eben. Ich habe den ganzen Tag auf Reihen und Aberreihen von Zahlen gestarrt, das und jenes gerechnet, hier was geschrieben, da was verändert und wieder die nächste Seite untersucht, aber am Ende nichts gefunden!«

»Deswegen hast du auch so lange gearbeitet!«

»Als ich das letzte Mal auf die Uhr geschaut habe, habe ich fast einen Schock bekommen. Da war ich ganze zwölfteinhalb Stunden auf der Arbeit.«

»Und dann bringst du sie noch mit nach Hause!«

»Dämlich – nicht wahr?«

»Nein, irgendwie nicht.«

»Nein?«

»Nein. Ich erlebe solche Verhaltensmuster nicht selten bei meinen Patienten, die mit eindeutigen Stresssymptomen zu mir kommen und irgendwelche Medikamente verschrieben bekommen wollen, die sie bei Bekannten oder Kollegen gesehen haben – weil die Medikamente bei den anderen wirken, müssen sie es auch bei meinen Patienten. Dass es dabei aber völliger Blödsinn ist, die Wirkung mit irgendwelchen chemischen Substanzen unterdrücken zu wollen, die ohne Bremse im Körper eine orkanartige Stimulanz auslösen, dagegen aber nicht die Ursache anzugehen – das haben die Gestressten schon seit langer Zeit aus dem Blick verloren und wollen sich nur noch darum kümmern, dass der Tag voller Stress irgendwie läuft. Was aus einer derartigen Konstellation wird, ist eigentlich klar!«

»Du verschreibst ihnen aber dann nicht die gewünschten Medikamente, oder?«, fragt Martin seinen Vater und weiß eigentlich schon die Antwort – und irgendwie empfindet er die Frage, gleich nachdem er sie gestellt hat, als unwürdig und beschämend für seinen Vater.

»Natürlich nicht!«, wehrt sich dieser dann auch entsprechend. »Ich verschreibe ihnen immer eine Therapie, die darauf ausgelegt ist, dem Stress auf den Grund zu gehen, indem man die ersten Stunden mal nichts macht – um zu schauen, wie lange die Menschen das Nichts noch ertragen können.«

»Klingt wie ein kalter Entzug.«

»Ist es im Grunde auch, denn der Mensch verliert im Stress die Fähigkeit, seine Kräfte zu regenerieren, und versucht das dann über irgendwelche chemischen Mittel, die den Haushalt des Körpers so aus der Bahn werfen, dass eine Rückkehr zum Normalstatus ohne begleitende Hilfe kaum mehr möglich ist, zu kompensieren.«

»Im Grunde wie bei Drogenabhängigen, die es auch trotz allen Willens nicht schaffen, von der Droge wegzukommen – selbst wenn sie genau wissen, dass es falsch ist oder wissen, was die Droge mit ihnen anrichtet, und obwohl sie es an sich sehen können, wie es ihnen nach der Einnahme geht, wenn die Wirkung nachlässt, können sie sich nicht anders entscheiden!«

»Und anders funktioniert auch die Droge Stress nicht!«, meint der Vater und nickt erfreut, da er merkt, dass sein Sohn aus dieser Lektion mit einem Mehrwissen rausgegangen ist.

»Und wie viele gehen am Ende tatsächlich zu der Therapie, die du ihnen verschrieben hast?«, will Martin abschließend wissen.

»Rate mal!«

»Zwanzig, dreißig Prozent?«

»Ich schätze eher zwischen fünf und zehn Prozent. Wobei bisher nur ein einziger in meiner ganzen Zeit die Therapie beendet hat. Die anderen haben die Therapie abgebrochen oder sind einfach nicht mehr erschienen, und haben auf Nachfrage angegeben, dass sie dafür keine Zeit hätten.«

Martin schüttelt ungläubig den Kopf, nimmt die Gabel wieder auf, die er zwischenzeitlich abgelegt hatte, und isst weiter sein Abendessen; mit immer vollerem Magen fühlt er sich müder und schläfriger als zuvor, auch wohl, weil der Stress abfällt, der ihn den ganzen Tag auf Trab gehalten hat. Kaum eine Stunde später liegt er auch schon im Bett, schläft auf der Stelle ein und ist nach einem heftigen Arbeitstag bereits so an der Grenze seiner körperlichen Kräfte angekommen, dass er keinen Traum hat – alles ist schwarz, und ohne Anzeichen von Licht ist sein Schlaf.

3. Kapitel

Am nächsten Morgen wacht Martin zwanzig Minuten vor seinem eingestellten Wecker auf und fühlt sich wie gerädert; trotz dessen, dass er knappe zehn Stunden durchgeschlafen hat, merkt er

bereits am zweiten Tag die Auswirkungen des ersten, hat Mühe, sich aus dem Bett zu schwingen, und schafft es erst, als der Wecker tatsächlich zur eingestellten Zeit erneut piept. Da er das Piepen bereits erwartet hat, schlägt er den Wecker schnell aus und wartet auf seine Mutter, die jeden Morgen nachsehen kommt, ob es dem Sohn gelungen ist, ohne ein weiteres Wecken ihrerseits aufzustehen. Wäre Martins Mutter nicht, würde er auf die Frage, ob er jeden Tag pünktlich zur Arbeit käme, nicht unbedingt mit einem Ja antworten!

Das Frühstück dauert an diesem Morgen länger als gewöhnlich; nur langsam schiebt er sich einen weiteren Löffel seines Müslis in den Mund, das er seit Jahren jeden Morgen isst, und entgegen seiner normalen Art braucht er länger als fünf Minuten, ehe er die Schüssel leer hat. Gedankenverloren denkt Martin an nichts Konkretes, und als es ihm auffällt, dass er ausgerechnet an nichts denkt, ist er zwar verwundert, aber auch ein wenig erleichtert, denn er hatte bis zu diesem Tag nicht glauben können, dass Menschen trotz Wachsein an nichts denken können – wie er es oft von seinen Mitstudenten gehört hatte, wenn diese berichteten, wie vier Stunden Zugfahrt nach Hause wie im Flug vergingen, weil sie einfach an nichts dachten. Martin hat ihnen immer entgegengehalten, dass ihm bereits eine Zug- oder Autofahrt von mehr als einer Stunde langweilt, da er sich nur sehr schwer auf seine Gedanken oder auf irgendwelche Buchstaben konzentrieren konnte, wenn sich die Umgebung in seinen Augenwinkeln so schnell veränderte.

»Vielleicht ist das normal, wenn man in seinem täglichen Leben so viel zu tun hat, dass man von sich aus keine Lust mehr hat, etwas zu denken oder zu machen und sich einfach nur freut, wenn mal nichts ansteht«, sagt er sich und lächelt ob dieser Erkenntnis, allerdings ohne genau zu wissen, warum. Seine Mutter, die dieses Lächeln zwar sieht, aber nicht die Art von Person ist, die andere Menschen auf ihre Verhaltensweisen direkt anspricht, fragt sich, was in ihrem Sohn vorgehen mag, da er am gestrigen Abend so sehr gestresst schien, dass sie ihn kaum wiedererkannt hat. Und jetzt sitzt er am Küchentisch, isst sein Müsli in einem Schneckentempo und lächelt ohne ersichtlichen Grund!

»Ich muss mir unbedingt vornehmen, Martin die nächste Zeit mehr zu beobachten!«, sagt sie sich und trocknet weiter das Geschirr ab, das sie aus dem dampfenden Geschirrspüler entnimmt.

Martin hat derweil sein Frühstück beendet, steht auf, räumt seine leere Müslischüssel weg, geht ins Badezimmer und danach in sein Schlafzimmer, um sich für die Arbeit fertigzumachen. Als er sich von seiner Mutter verabschiedet und nach draußen auf die Straße tritt, merkt er erst, wie warm und zugleich nass das Wetter an diesem Tag ist; in der Nacht waren die Wolken über die Stadt gezogen und hatten sich am frühen Morgen über die Dächer ergossen; alles, was gestern noch von einem Raureif überzogen gewesen war, liegt an diesem Tag unter einem Wasserfilm, dessen stromartigen Flüsse am Ende von der Kanalisation aufgenommen werden und seinem Blickwinkel entfliehen. An diesem Tag entscheidet sich Martin, mit dem Bus zur Arbeit zu fahren; das macht er immer

dann, wenn das Wetter ihm dazu Anlass gibt, da er sonst völlig durchnässt auf der Arbeit erscheinen würde. Als Martin vor dem Gebäude des MPA aussteigt und an dessen Fassade nach oben blickt, in den leichten Nieselregen hinein, ist es ihm, als würde er dieses Gebäude an diesem Tag als anderer Mensch betreten.

Den Weg zur Arbeit durch die Sicherheitsschleusen überstehend, grüßt er sein Team und setzt sich vor das Zahlenmeer, das ihm an diesem Tag nicht mehr so unheimlich und hinter einem diffusen Nebel erscheint wie tags zuvor. Schnell hat er ein paar Rechnungen gemacht, Varianzen und Intervalle ausgerechnet, und ohne große Mühe stößt er bei den letzten drei Versuchsreihen auf eine Anomalie, die es zuvor nicht gegeben hat. Mit dem forschen Schritt desjenigen, der etwas entdeckt hat und nun etwas weiß, was andere nicht wissen, geht er zu einem Arbeitskollegen, den er in dieser Sache zu Rate zieht; dieser lässt sich schnell überzeugen und nach weniger als einer Stunde ist beiden klar, worin die strukturelle Ursache der Anomalie liegt. Die Glückwünsche der anderen Arbeitskollegen mitnehmend, denen sie die Ergebnisse im ersten Anlauf vorstellen, gehen beide zu ihrem Chef, der sich Martins Bericht anhört, den Arbeitskollegen fragt, ob er das auch so sehe, greift zum Telefonhörer, gibt kurz durch, dass sein Team des Rätsels Lösung gefunden habe, und noch während er telefoniert, durchdringt Martin das erhabene Gefühl des Sieges, jenes Gefühl, das der Körper aussendet, wenn man die Bestätigung für seine Leistung erhalten hat, die von anderen Menschen honoriert wird.

»Sehr gute Arbeit«, kommentiert der Chef Martins Leistung, als er den Hörer wieder aufgelegt hat. »Wir brauchen eine Ausarbeitung, schriftlich natürlich, bis um zwei Uhr – dann kann ich damit noch ins Abstimmungsmeeting gehen. Schafft ihr beide das?«

»Ich denke schon«, antwortet Martin, »die Fakten haben wir ja jetzt. Das heißt, wir müssen es im Grunde nur noch zusammenfassen.«

»Und ein paar Grafiken von den Anomalien wären nicht schlecht!«, meint der Chef und scheint schon wieder mit seinen Gedanken woanders zu sein. »So mit Intervallgrenzen und so. Nur damit die hohen Herren ein paar Bildchen haben – dann kann ich denen die trockene Materie ersparen und sage nur, dass wir außerhalb des inneren Bereiches liegen und nächste Woche, bei den neuen Tests, dann wieder im inneren liegen werden.«

»Verstanden!«, sagt Martin etwas militärisch kurz und knapp und tritt mit seinem Arbeitskollegen aus dem Büro, dessen Türe er hinter sich schließt und einen letzten Blick auf seinen Chef wirft, der tatsächlich bereits mit den Gedanken an der nächsten Stelle zu arbeiten scheint.

»Ein paar Bildchen für die hohen Herren«, witzelt der Arbeitskollege und lächelt Martin an.

»Sieh es mal so – wenn die auch noch verstehen würde, was wir hier machen, dann bräuchte man uns doch gar nicht.«

»Das mag wohl sein, aber ich wundere mich immer wieder, wie so große Unternehmen von Menschen geführt werden, die nicht einmal zu wissen brauchen, was das Unternehmen im ureigensten Sinne macht.«

»Aber deren Entscheidung ist es doch auch, zwischen mehreren Varianten zu entscheiden und nicht, die einzelnen Kleinstprozesse bis zum Exzess auswendig zu kennen!«

»Und meistens nehmen sie am Ende die billigere.«

»Oder die nutzenmaximierend!«, hielt Martin dagegen, indem er sich an den Wahlfach-Betriebswirtschafts-Anteil seines Studiums erinnerte.

»Aber nur dann, wenn einer der Untergebenen wirklich Wert darauf gelegt hat, den wahren Nutzen auszurechnen«, hält der Arbeitskollege dagegen. »Ich hatte mal das Glück – oder Pech, wenn man es so will –, bei einer dieser Entscheidungsvorlagen mitzuwirken, und ich muss sagen, dass wir am Ende nur das Richtige gewählt haben, weil es zufälligerweise auch das billigste war. Da war keine Minute lang die Rede von einem Nutzen, sondern nur darüber, ob das Billigste unseren Ansprüchen genügt. Wenn das nicht so gewesen wäre, hätte man tiefer bohren müssen, weil man dann dem Vorstand hätte klar machen müssen, warum man nicht das kostenbeste nimmt, sondern vielleicht nur das zweit- oder drittbilligste. Der Analyst, der mit mir das zusammengestellt hat, sagte, dass die Aussage, dass die billigsten Angebote nicht das beinhalten, was wir benötigen, kein Argument sei, sondern vielmehr von ihnen erwartet, dass man sich Gedanken mache, ob nicht das unvollständige Angebot kostengünstiger vervollständigt werden könne oder gegebenenfalls unsere Arbeitsprozesse zu komplex seien. So läuft der Hase und nicht andersherum! Die in der Führungsetage haben einfach andere Maßstäbe und Gesichtspunkte, unter denen sie Entscheidungen treffen, die dann für das ganze Unternehmen maßgeblich sind!«

»Also keine Notwendigkeit, sondern immer nur das Argument Geld?«

»Kosten und Gewinne – nicht Nutzen und Sinnhaftigkeit!«, meint der Arbeitskollege und öffnet die Tür zu Martins Büro, bei dem sie mittlerweile angekommen sind.

»Auch Nachhaltigkeit ist kein Punkt mehr. Auch wenn es natürlich nach außen immer um Nachhaltigkeit, Verantwortung und Triff-die-richtige-Entscheidung geht!«

»Triff-bloß-die-richtige-Entscheidung müsste die Maxime eigentlich heißen«, kommentiert und erweitert Martin die Feststellung seines Arbeitskollegen.

»Wenn ich daran denke, was mir mein Vater von den Geschäften der Achtziger berichtet hat, wie man da Hand in Hand gearbeitet hat, sich an Absprachen hielt, Verträge in großen Firmen noch mündlich vereinbart und per Handschlag beschlossen wurden, da frage ich mich, wie sich das so schnell verändern konnte.«

»Was hat sich denn so großartig geändert?«

»Ich weiß nicht, ob es überall so war und ob es vielleicht nicht auch nur eine Ausnahme ist, aber das Unternehmen, in dem mein Vater Abteilungsleiter war, hätte ihn gesteinigt, wenn er nur auf den Gedanken gekommen wäre, etwas Billiges zu nehmen, bei dem das Risiko mitschwingt, dass die Nachbesserungen über die Zeit teurer sein würden als die ursprüngliche Anschaffung. Er musste immer den Nutzen darstellen und dann wurde das angeschafft, was am besten auf die Situation passte. Natürlich haben die auch auf ihre Arbeitsprozesse geschaut und sich vielleicht nicht verrückt gemacht, wenn das nicht einhundert Prozent gepasst hat, aber das Leben lief auch ordentlich mit dieser Denkweise! Oder mitunter sogar besser, weil mit dieser Herangehensweise die Kreativität der Mitarbeiter nicht beschnitten wurde.«

»Vielleicht liegt es daran«, merkt Martin an, »dass es heute normal ist, dass manche Manager nur sehr kurze Zeit auf einem Posten sind, ehe sie weiterziehen oder aufsteigen. Wie früher bei den Römern: wenn man eine Provinz als Statthalter zugesprochen bekam, musste man das Maximale in der Kürze der Zeit aus der Provinz herauspressen – denn dann war der Caesar mit einem zufrieden und nebenbei konnte man selbst noch superreich damit werden. Für die Top-Manager gilt es für den Moment, in dem sie auf dem Posten sitzen, den größtmöglichen Profit herauszuholen und es gegebenenfalls dem Nachfolger nicht leicht zu machen, denn Nachfolger sind auch gleichzeitig immer Konkurrenten, die besser nicht zu stark werden, um dann an einem vorbeizuziehen, während man selbst auf der Karriereleiter auf der Stelle tritt.«

»Dass man aber auch vom Vorgänger die Steine erst einmal wegräumen muss, wird dabei übersehen!«

»Wobei man das aber auf jemanden schieben kann, der nicht mehr im Unternehmen ist.«

»Oder aufgestiegen ist – dann hält man besser seinen Mund und ballt die Faust in der Tasche, nimmt sie aber nicht heraus!«

»So ist es wahrscheinlich! Aber lassen wir das! Wir müssen jetzt arbeiten!«, meint Martin und setzt sich an seinen Schreibtisch, loggt sich in seinen Computer ein und ohne dass beide eine Aufforderung benötigen, stecken sie ihre Köpfe gemeinsam über die Notizen und beginnen, die Ergebnisse grafisch so aufzubereiten und zusammenzufassen, dass die hohen Herren, wie sie vom Chef genannt worden waren, auch ein paar bunte Bildchen zum Bestaunen hatten.

4. Kapitel

Am darauffolgenden Freitag darf Martin sich früher frei nehmen – die hohen Herren des MPA waren sehr erfreut gewesen, eine so schlüssige Analyse präsentiert zu bekommen, insbesondere, als Martins Chef glaubhaft versichern konnte, dass das aufgetretene Problem mit nahezu einhundertprozentiger Sicherheit für die Zukunft ausgeschlossen werden könne. Dennoch hat die ganze Sache für Martin einen faden Beigeschmack, denn er hat zwar etwas Anormales identifiziert,

doch weiter weiß er bisher nichts und würde auch wohl keine Information darüber bekommen, wo der Fehler im System steckt, wenn er nicht auf eigene Faust Nachforschungen anstellt. Für die Fehlerbeseitigung und Prävention weiterer Schäden sind andere Abteilungen mit anderen Aufgabenbereichen zuständig; im Grunde ist Martin bei der Bewältigung dieser Aufgabe nichts weiter als ein intelligenter Dienstleister, der gerade genug über den Prozess wissen muss, als dass er ein Ziel ausmachen und dieses beschreiben kann, um einem anderen Team, das eine Art Konsumentenhaltung einnimmt, auf die Sprünge zu helfen, wo dieses seine Fehler in seinem System zu suchen hat.

Dieser fade Beigeschmack will sich den ganzen Abend über nicht legen, als Martin mit Freunden ins Kino geht, um den neuen Blockbuster aus der amerikanischen Traumfabrik zu sehen, obwohl ihm an diesem Tag eher nach einem tragisch-traurigen französischen Film gewesen wäre, der zudem viel bessere Kritiken bekommen hat, doch gegen die Mehrzahl der Stimmen seiner Freunde, die sich schon die ganze Woche auf diesen Actionfilm freuen, ist kein Kraut gewachsen, sodass sich Martin breitschlagen lässt und mit in den Film geht. Als der Film startet und sich Martin die ersten schnell geschnittenen Szenen angeschaut hat, denkt er sich, dass es vielleicht gar keine so schlechte Idee ist, einfach mal die Kopfarbeiten auf ein Minimum herunterzufahren, indem er diese Bilderflut genießt, bei der nur wenig Aufmerksamkeit vonnöten ist, um den Plot zu verstehen. Er macht es sich in seinem Sitz gemütlich, und der Abend geht schneller vorbei als am Anfang befürchtet; als Martin nach Hause kommt, um sich direkt ins Bett zu begeben, kehren jedoch die seltsamen Gedanken und das Unwohlsein des Tages zurück, mit derselben Unwissenheit wie zuvor.

»Warum nur habe ich das seltsame Gefühl, dass etwas mit dem Ganzen nicht stimmt?«, fragt er sich und grübelt mehrere Stunden bis tief in die Nacht, ehe ihn die Müdigkeit und die Wirkung von drei Cocktails, die er nach dem Kinobesuch mit seinen Freunden getrunken hat, übermannen und ihn einschlafen lassen.

Als er am nächsten Morgen um die Mittagszeit aufwacht und noch im Bett liegend riecht, dass es sein Lieblingsessen an diesem Tag geben würde, schwingt er sich mit Schwung aus dem Bett und merkt erst deutlich zu spät, dass die drei Cocktails und das lange Wachbleiben ihr Übriges zu den akut auftretenden, stechenden Kopfschmerzen getan haben, die ihm soeben durch den Kopf schießen. Nun ist er endgültig wach und dann auch wieder nicht – ein Zwischengefühl zwischen wachendem Schlaf und schlafendem Wachen stellt sich ein und verhindert nicht nur irgendeine Aktivität während des Tages, sondern auch, dass er sein Lieblingsessen mit den gewohnten Begeisterungstürmen genießen kann. Er bleibt auch den ganzen Tag zu Hause, müht sich später in den Garten hinaus und trägt der Mutter einige Säcke Blumenerde in das Gartenhäuschen, das er und sein Vater vor einigen Jahren zusammen aufgebaut hatten – im Übrigen die einzige größere,

richtige Vater-Sohn-Aktion, an die sich Martin erinnern konnte. Sein Vater ist ansonsten ein Leisetreter, Allgemeinarzt und eher verschwiegen und prägnant als gesellig und weitschweifig ausholend.

Am Abend schaut er dann gemeinsam mit seinen Eltern fern und geht ungewöhnlich früh und trotz des kurzen Wachseins am Tag schlafen, wobei er sich selbst schwört, dass er nie wieder in seinem Leben Cocktails trinken würde. Doch das lange Schlafen bis in den Mittag hinein bewirkt, dass er trotz einer Grundmüdigkeit, die er mit über den Tag geschleppt hat, nicht einschlafen kann und zugleich seine Kopfschmerzen ertragen muss, die weiterhin dumpf gegen seinen Schädel schlagen, sodass nur das Drücken auf die Schläfen hilft, was aber nach einiger Zeit wiederum zu steifen und schmerzenden Armen führt, die wiederum beim Loslassen der Schläfen die Schmerzsensibilität in die Höhe schießen lassen, bei der Martin jedes Mal denkt, irgendwer würde ihm Stromschläge verpassen wollen. Da aufgrund des Nichteinschlafens das Liegen mit den dröhnenden Kopfschmerzen anstrengender ist als das Aufrechtstehen, entscheidet sich Martin, aus dem Bett aufzustehen, und als er im Dunkeln an sein Fenster tritt, schiebt er die schwere, engmaschige Gardine aus den Siebzigern zur Seite und schaut in den Himmel, der jedoch weitestgehend mit Wolken bedeckt ist und die Gestirne dahinter vor seinem Blick verbirgt.

Martin erinnert sich zurück an jene Zeit, in der er sich als kleiner Junge nichts sehnlicher gewünscht hatte, als einmal als Astronaut ins Weltall zu fliegen, den Mond zu betreten und den Staub von Sternen einzusammeln, doch mit der Zeit hatte dieser Wunsch nachgelassen und war der Realität gewichen, die ihm ein Leben als theoretischer Denker und weniger als pragmatischer Überlebenskünstler vorzugeben schien. Martin lächelte bei dem Gedanken, als er sich in seinen Erinnerungen sah, als Dreizehnjähriger, der jedes Buch über das Weltall haben musste, das ihm in die Finger kam – auch wenn ihm viele der Inhalte nichts sagen konnten, waren es vor allem die Bilder von fernen Galaxien, die seine Phantasie anregten. Dass er Physik studieren wollte, war schnell klar, und als er erkannte, dass sein Wunsch mit dem Astronautenberuf nichts geben würde, entschied er sich im Studium bewusst gegen die Astrophysik, um nicht zu sehr in seiner Leidenschaft zu arbeiten. So studierte er Physikalische Technik, und nun findet er es, am Fenster nach draußen blickend, daher umso witziger, dass er genau dort eine Arbeit bekommen hat, wo man kaum näher am Weltall dran sein kann – außer als echter Astronaut.

»Wenn es uns wirklich irgendwann mal gelingt, mit dem MPA ein Schwarzes Loch zu erschaffen, das lange genug stabil ist, dass wir es erforschen können, dann...«

In diesem Moment zieht an dem einen kleinen Ausschnitt des Himmels, der nicht von Wolken verhangen ist, sondern eher wie ein nicht ganz rundes Fernrohr ins All wirkt, eine Sternschnuppe in einer solchen Intensität vorbei, dass Martin zunächst erschrickt, um sich dann schnell etwas zu wünschen – und da ihm nichts anderes einfallen mag, als das, worüber er sich gerade Gedanken

gemacht hat, wünscht er sich ein baldiges Schwarzes Loch, erschaffen vom MPA, ganz gleich, wie unwahrscheinlich diese Entwicklung im Moment erscheinen mag. Das Seltsame an Martins Situation mit der Sternschnuppe und seinem Wunsch ist jedoch, dass er sogleich, nachdem er seinen Wunsch der Ewigkeit des Weltalls übertragen hat, von allen Kopfschmerzen befreit ist. Da es ihm wie ein kleines Wunder vorkommt, das er nicht aufzuschlüsseln mag, startet er seinen Laptop und fragt ins Internet hinein, ob es sein kann, dass Sternschnuppen eine Auswirkung auf das menschliche Leben haben – wie Sonnenstürme, die das Erdmagnetfeld beeinflussen. Und tatsächlich findet er zahlreiche Seiten, die ihm weismachen wollen, wie sehr Sternschnuppen das Leben eines Menschen leiten können, doch schon mit dem ersten Blick auf die sonstigen Inhalte der Internetseiten erkennt er, was er von diesen Seiten halten soll, die mit einem esoterischen Grundsatzverständnis an die Sache herangehen, was überhaupt nicht auf Martins Wellenlänge liegt. Nicht dass Martin nicht an eine Balance des Körpers glaubt, die durch äußere Einflüsse aus dem Gleichgewicht geraten kann, ohne dass man als Betroffener einen direkten Einfluss ausmachen kann, doch diese pseudowissenschaftlichen Behauptungen, die er soeben in Hülle und Fülle gefunden hat, überzeugen ihn kein bisschen, sodass er den Laptop ausschaltet und sich schlafen legt, froh darüber, dass die Kopfschmerzen fort sind – was ihn aber immer noch nicht einschlafen lässt, sind die Gedanken an die Sternschnuppe, die einfach nicht abreißen wollen. Erst nach weiteren, quälend langen Minuten des Wachliegens ist er endlich so müde, dass er einschläft.

So selten Martin normalerweise ausgiebig träumt, um nach dem Aufwachen noch davon in Einzelheiten zu wissen, so real wirkt für ihn dieser heutige Traum, in dem er zudem von Anfang an das Wissen darum hat, dass er träumt. Der Gang, den er eingangs des Traums vor sich sieht, ist ihm bekannt, als würde er ihn bereits jeden Tag seines Lebens entlanggehen, von jeder Erhebung auf dem Fliesenboden weiß er, kennt jede Schramme und Absplinterung und jede Schattierung des Kalkweiß'. Der Gang ist länger als im realen Leben und hat deutlich weniger Türen, denn nur am Ende ist die eine Tür, wie in vielen Horrorfilmen, leicht angelehnt und im Grunde die einzige Lichtquelle. Der Traum ist so real, dass Martin spürt, wie er sich über das Setting lustig macht, das ihm sein Gehirn als Grundlage seines Traumes liefert.

»Na dann mal los«, sagt er sich, »es wird wohl keinen anderen Weg geben als durch die angelehnte Tür voraus!«

Dennoch dreht er sich zur Sicherheit noch mal um und erkennt, dass dort eine Wand ist – eine Wand hinter ihm, rechts und links auch eine – wie ist er an diesen Ort gekommen, wenn nicht durch die Tür? Aber wenn er dorthin nur durch die Tür gekommen sein kann, warum weiß er nicht, was dahinter...

»Weil du in einer Traumwelt bist, wo deine Herkunft und dein Erscheinen nicht rational erklärbar sein müssen!«, mahnt er sich selbst und empfindet das Zwiespaltensein als einen interessanten

Teil dieser Traumwelt – zwischen dem Teil, der sich auf diese Traumwelt scheinbar vollständig eingelassen hat, und dem, der weiß, dass dies ein Traum und damit nicht die Wirklichkeit ist. Dieser letztere Teil ist es auch, der ihm sagt, dass ihm im Traum nichts passieren kann, als dass er einen Schrecken bekommt, und so setzt sich Martin in Bewegung, geht den langen Gang entlang, der nun nichts mehr von den kalkweißen Fliesen hat, die er eben noch zu kennen geglaubt hat, und erreicht schlussendlich die Türe, hinter der die einzige Lichtquelle ist, die so hell scheint, dass er dahinter keine Details erkennt; selbst als er die Türe immer mehr öffnet, verändert sich nur der Lichteinfall, die Intensität ist jedoch so hoch, dass er nichts sehen kann, aber seltsamerweise auch nicht geblendet wird, sodass er den Reflex, seine Hand vor seine Augen zu führen, abbricht und nach draußen ins reine Licht starrt – wenn es denn draußen ist!

An diesem Punkt spürt Martin, dass er eine Entscheidung treffen würde müssen, da es so aussieht, dass er keinen Boden voraus sehen kann, ganz gleich, wie er sich auch immer anstrengen oder aus der Türe herauslehnen würde, denn er merkt gleich, dass außerhalb der Türe keine Wände, kein Boden oder keine Decke existiert, sondern nur das reine Licht – das Nichts, wie er es empfindet, obwohl er weiß, dass Licht in seiner Grundstruktur etwas ist und damit im Grunde nicht das Nichts sein kann.

»Was soll mir schon passieren?«, denkt er sich und tritt mit einem mutigen Schritt nach vorne, spürt, wie er den Halt verliert, heftig mit den Armen um sein Gleichgewicht ringt und in die Tiefe stürzt; das Merkwürdige ist, dass es sich wie ein echter Fall anfühlt. Martin spürt das Kribbeln, das Verlagern der Organe in seinem Innern, doch dann merkt er, dass etwas fehlt: es gibt keinen Widerstand der Luft – erst in diesem Moment bemerkt er, dass er bisher noch nicht geatmet hat, und als er den Mund öffnet und versucht, seine Lungen zu füllen, dringt keine Luft in ihn, sondern das allumfassende Licht; er spürt, wie es sich in seinem Inneren ausbreitet, stärker wird, an ihm kratzt, kneift und stichelt, bis er das Gefühl hat, dass ihm einer mit einer heißen Damastklinge durch den Bauch in seine Eingeweide stechen würde; er versucht zu schreien, doch es will ihm nicht gelingen und der Schmerz hält weiter an, während er jedoch weiterhin gen Boden fällt – wenn es denn je einen Boden gibt.

»Wie kann das sein?«, fragt er sich mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Wie kann es sein, dass ich einen solchen Schmerz verspüre, obwohl ich weiß, dass dies ein Traum ist? Wach auf!«, befiehlt er sich, doch es passiert nichts dergleichen, außer dass er nun erkennt, dass die Fallgeschwindigkeit merkwürdigerweise konstant bleibt, während die Schmerzen, die ihm die imaginäre Klinge zufügt, immer größer werden, so groß, dass er droht, sein Bewusstsein zu verlieren – doch bevor es so weit kommt, schlägt er mit voller Wucht auf den Boden dieses Traumes auf und alles um ihn herum wird sofort schwarz.

Martin spürt nichts mehr, weder seinen Körper noch das Liegen auf dem Boden, rein gar nichts; er weiß nur, dass er immer noch existiert, was für diesen Traum zwar nicht seltsam ist, aber ihn dennoch bedrückt, da er merkt, wie ihm der Traum entgleitet – zuerst die Sicherheit, dann der Glaube an seine Unverwundbarkeit im Traum, dann der Aufschlag auf den harten Boden und jetzt der Verlust aller seiner Körperfunktionen.

»Fühlt es sich so an, wenn man im Koma ist?«, fragt sich Martin. »Ist es das Verlieren des Traumes, der Verlust der Steuerungsfähigkeit der Traumwelt seitens des eigenen Gehirns?« Und: »Werde ich jemals wieder aufwachen?«

Martin weiß nicht, wie lange er in dieser absoluten schwarzen Leere liegt, wobei er sich fragen muss, ob er überhaupt liegt, und spürt nichts außer das viel zu langsame Verrinnen der Zeit, die sich scheinbar selbst Korn für Korn fragt, ob sie weiterrinnen soll; »Was, wenn er für immer an diesem Ort liegen würde?«, schießt ihm durch seinen Kopf.

Doch mit einem Mal vernimmt Martin ein Geräusch aus weiter Ferne, das näher kommt, was ihm zumindest die Hoffnung wiedergibt, dass er nicht im Nichts ist, wie er anfänglich dachte, weil die Tatsache eines Raumes, durch den sich Schallwellen bewegen können, für ihn wie die Negierung eines nicht existierenden Raumes erscheint; langsam atmet er auf und wundert sich nicht darüber, dass er wieder atmen kann; zeitgleich mit den ersten Atemzügen entweicht das Licht aus ihm, das er im Fallen in sich aufgenommen hat, und erleuchtet den Raum, in dem er sich befindet – ein nach oben verjüngter Raum, der nicht ganz in einer Spitze endet, sondern in einem Schlussstein, an dem ein Seil gespannt ist, an dem wiederum ein Schwert hin und her schwingt. Martin muss sogleich an das Schwert des Damokles denken und merkt, dass sein Gesicht genau unterhalb der sich nunmehr drehenden Spitze befindet, während die lauter werdenden Schallwellen anscheinend so stark sind, das Schwert in Schwingung zu versetzen, immer mehr und immer heftiger. Seinen gesamten Körper kann Martin immer noch nicht spüren und kann nur wie gebannt auf das über ihm schwebende Schwert blicken, das jederzeit auf ihn niederfallen kann. Der Ton wird immer lauter und raumfüllender, und Martin kann diesen weiterhin nicht zuordnen. Auch wenn ihm der Ton bekannt vorkommt, so ist das sonore Auf und Ab der Klangwellen aber auf jeden Fall der Grund für das Schwingen des Schwertes, das mit einem Mal so stark ist, dass sich das Seil, an dem sich das Schwert beim Zurückpendeln dreht, mit sich selbst verknötet und so die Schwertschwertspitze direkt über Martins Kopf tänzeln lässt. Als sich das tänzelnde Schwert löst und in direkter Linie auf Martins Kopf zurast, kann sich der Bewegungslose immer noch nicht bewegen und es gelingt ihm nunmehr auch nicht, dem drohenden Übel zu begegnen, indem er die Augen schließt – als hätte ihm jemand Streichhölzer unter die Augenlider geklemmt, muss er mit ansehen, wie die Schwertschwertspitze auf ihn zufällt und Millimeter vor seinem rechten Auge in der Luft stehen bleibt. Plötzlich schüttelt sich sein ganzer Körper und dann der ganze Raum, die ganze Welt scheint zu

wackeln, als Martin die Augen öffnet und entgeistert in das Gesicht seiner Mutter blickt; zudem erkennt er jetzt auch den Ton seines Weckers, den er vergessen hatte auszumachen, als er am gestrigen Abend schlafen gegangen war.

»Hattest du einen Alptraum?«, fragt seine Mutter besorgt und zugleich liebevoll und fühlt dem Sohn die Stirn, die klatschnass ist. »Meine Güte, du bist ja am ganzen Körper durchgeschwitzt. Komm, geh unter die Dusche, ich beziehe in der Zwischenzeit dein Bett neu – kannst dich ja danach noch mal hinlegen, wenn du noch müde oder krank bist.«

Ohne zu einer gescheiterten Antwort fähig zu sein, steigt Martin mechanisch aus dem Bett, ist zu nichts anderem fähig als zur bloßen Gehorsamkeit, geht ins Badezimmer und unter die Dusche, in der er sich viel länger abduckt als an einem normalen Tag. Als er fertig und endlich von diesem seltsamen Traum zur Gänze erwacht ist, merkt er, dass er keine Wechselkleidung mitgenommen hat, schaut kurz aus der Türe, horcht, wo seine Mutter ist, und huscht splitterfasernackt durch den Flur in sein Zimmer, in dem er sich schnell anzieht, da die Kälte des Morgens seinen Körper fest im Griff hält.

Den ganzen Sonntag über ist Martin in einer seltsamen, zurückhaltenden Stimmung, die er schon seit seiner Jugend nicht mehr verspürt hatte; früher war er oft so gewesen, eigenbrötlerisch und von den anderen Kindern immer gemieden oder als Opfer von Hänseleien ausgesucht, die seine Eigenart noch verstärkt hatten, doch mit dem Wechsel von der Grundschule in die Orientierungsstufe hatte er zwei Gleichgesinnte gefunden, mit denen er Tag und Nacht zusammenhing – fast schon waren sie wie Brüder und auch die Eltern verstanden sich untereinander so gut, dass die drei Brüder, wie sie sich nannten, immer bei den anderen übernachteten konnten, ohne dass die Eltern etwas dagegen einzuwenden hatten. Diese Zeit der Dreisamkeit, die sich erst mit der Wahl der Universität zwar räumlich, aber niemals gefühlsmäßig auseinandergelebt hatte, half Martin, sich zu dem Jungen zu entwickeln, der in der Schule in der Lage war, gute Noten abzuliefern, ohne sich allzu sehr anstrengen zu müssen. Sein Selbstbewusstsein wurde größer und bald wusste er genau, was er nach dem Abitur studieren wollte – und auch wenn es nicht zum Astronauten reichen würde, so hatte es doch wenigstens etwas mit den Kräften zu tun, die auch im Weltall dafür sorgten, dass alles seine Ordnung behielt.

»Es ist ein Gefühl der Unsicherheit«, sagt Martin am Telefon zu einem seiner beiden besten Freunde, der etwas weiter von der Heimatstadt weggegangen ist, um an einer renommierten Universität Informatik zu studieren und im Moment an seiner Abschlussarbeit sitzt, »wie früher, bevor wir uns kennenlernten. Ich habe das Gefühl, als wäre meine Welt in Unordnung, als wüsste ich nicht mehr, was richtig und was falsch ist – und auch nicht, wie ich es feststellen kann.«

»Und weißt du es tatsächlich nicht?«, fragt Robert am anderen Ende der Leitung und erinnert sich an den Traum, den ihm Martin vorhin, zu Beginn des Gespräches, nacherzählte, wobei Robert sich beim Zuhören zunächst vor allem darüber wunderte, dass ausgerechnet Martin mit einer Traumerzählung zu ihm kam, was sonst nie ein Thema zwischen den beiden gewesen war.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortet Martin, »ich denke aber schon, dass ich das noch weiß. Es ist nur, dass ich das permanente Gefühl habe – ach, ich weiß nicht, wie ich es anders beschreiben kann. Es ist wahrscheinlich schwer nachzuvollziehen, was ich dir gerade erzähle!«

»Da hast du nicht ganz Unrecht!«, meint Robert und beide schweigen für einen Moment, in dem sie nach einer sinnvollen Fortsetzung ihres Gespräches suchen.

»Ist es vielleicht die Forschung deines Instituts?«, will Robert wissen.

»Wie meinst du das?«

»Es ist doch recht einfach – du arbeitest in einem Institut, das es sich zum Ziel gesetzt hat, Schwarze Löcher herzustellen, auf welche Art und Weise das auch immer funktionieren kann, und zeitgleich träumst du, als wärst du in einem Raum mit Nichts gefangen und hättest das Damoklesschwert über dir schweben. Ich habe zwar kein Psychologie-Patent, aber ich würde das mal zusammensehen!«

»Du meinst, dass ich Bedenken vor dem habe, was mein Institut mit dem MPA vorhat?«

»Oder was passieren wird, wenn es deinem Institut tatsächlich gelingen sollte, ein Schwarzes Loch zu erschaffen, das sich dann nicht so einfach wieder aus der Welt zaubern lässt! Wer weiß denn schon so genau, was passieren wird, wenn es tatsächlich eines Tages passiert?!«

»Aber ich hatte doch auch vorher das Zutrauen in unsere Techniker, dass sie das Schwarze Loch in einer kontrollierbaren Umgebung erschaffen und es dann vernichten, wenn es nicht von selbst verschwindet!«, hält Martin dagegen.

»Was du denkst und was du fühlst, sind nicht immer dieselben Dinge, Martin!«, kommt es von Robert, und auch ihm fröstelt es leicht, als er über die ganze Thematik nachdenkt. »Vielleicht hast du rational deine Gründe, den Technikern zu vertrauen, aber in deinem Innern kann es doch durchaus sein, dass du aufgrund der vielen Fragezeichen dennoch zweifelst – und zusammen mit den nicht aufklärbaren Abweichungen, die du in den Zahlenreihen identifiziert hast, kann ich mir durchaus vorstellen, wie dein Gehirn die Verbindungen zwischen den einzelnen...«

»Das kann es schon sein!«, unterbricht Martin den Redefluss Roberts. »Vielleicht sind einfach in den letzten Tagen zu viele Dinge passiert, die mein Kopf nicht mehr übereinanderbringen kann und schon bin ich in einem Alptraum, der sich aus allen Science-Fiction-Büchern, Horrorfilmen und der Wirklichkeit bedient hat – damit ich mich selbst erschrecke!«

»Damit du dich selbst erschreckst!«, wiederholt Robert den zentralen Satz. »Um dir bewusst zu machen, an was du da arbeitest – das ist ja keine kleine Erfindung, die den Menschen das Leben

leichter macht, nein, es ist eine Erfindung, deren Auswirkungen man noch gar nicht abschätzen kann – wenn sie denn überhaupt möglich ist!«

»Ich denke schon, dass es möglich ist!«, hält Martin dagegen.

»Wir werden sehen! Aber lass uns jetzt mal von was anderem reden!«, versucht Robert die Überleitung in ein Thema, das keinen gravierenden Einfluss auf Martin besitzt. »Wie geht es deinen Eltern? Hat sich dein Vater von den Rückenschmerzen erholt, die er in den letzten Wochen hatte? Und backt deine Mutter immer noch den besten und leckersten Marmorkuchen der Welt?«

Indem Martin seinem Freund in der Ferne davon erzählt, dass seine Mutter nur noch sehr selten den Marmorkuchen macht, weil die Brüder auch nicht mehr zu Besuch kommen, um den ganzen Kuchen in einem Rutsch aufzuessen, schwelgen beide in den Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit und erneuern ihr Versprechen, irgendwann wieder zu dritt in unmittelbarer Nähe zueinander zu wohnen.

5. Kapitel

Die Lage entspannt sich in der nächsten Woche wieder; Martin geht weiterhin jeden Tag zur Arbeit, macht diese nach den Vorstellungen seines Chefs und sorgt dafür, dass durch ihn kein schlechtes Licht auf dessen Abteilung fällt, aber wirklich mit seinem Herzen und vollem Engagement ist er nicht mehr dabei, das spürt er genauso deutlich wie die Zweifel, die er ob des Alptraums in sich trägt. Jeden Morgen fällt es ihm schwerer als sonst, aufzustehen, und er muss von der Mutter fast zur Arbeit gezwungen werden, was sie in dieser Stärke von ihrem Sohn bisher nicht gewöhnt ist. Er entschuldigt sich auf Nachfragen seiner Eltern mit dem Stress auf der Arbeit und der ungewohnten Situation, das Privatleben, das er als Student so reichlich hatte, an die neue Gegebenheit anzupassen, die ihm deutlich weniger Zeit zur freien Verfügung lässt. Doch im Gegensatz zu seinen Eltern, denen er keine ernsthaften Sorgen bereiten will, bleibt Martin ehrlich zu sich selbst und weiß darum, welche Angst in ihm liegt und welche Widersprüche in seinem Kopf wüten, wenn er daran denkt, was alles geschehen könnte, sollte das Forscherteam des Instituts tatsächlich eines Tages ein Schwarzes Loch erschaffen und dieses dann nur schwer kontrollieren – dann wird ihm flau im Magen und sein Kopf fängt an zu schmerzen, als ob in seinem Körper eine unbekannte Kraft einen Schalter umgelegt hätte. Da er eigentlich nicht und entgegen seines spontanen Wunschs beim Erblicken der Sternschnuppen an Visionen oder Vorbestimmung glaubt, verbindet er seinen Traum nicht mit der Wirklichkeit, und dennoch ist diese neue Wirklichkeit, die Angst in ihm, zu real, als dass er sie negieren könnte. Schlummert am Ende doch mehr Unbekanntes in ihm, als er sich im eigentlichen Sinne zugestehen möchte?

»Und sie wächst, die Angst vor dem Tag, an dem ein Schwarzes Loch Wirklichkeit wird!«, denkt er sich, als er eines Morgens mitten im Sommer am Frühstückstisch sitzt und lustlos sein Müsli in

sich hineinschiebt; in diesem Moment hätte draußen ein Unwetter losbrechen können und Martin hätte dies vor lauter Zurückgezogenheit in sich selbst nicht wahrgenommen. Nach dem Frühstück schiebt ihn seine Mutter erneut an, legt die geschmierten Brote vor ihn auf den Tisch und wartet so lange, bis Martin aufsteht, seine Brote nimmt, in seine Tasche packt, diese überwirft, seiner Mutter einen belanglos wirkenden, dahingehauchten Kuss auf die Backe gibt und loszieht – der Arbeit entgegen, in einem Unternehmen, gegen das sich seine Vernunft, aber vor allem seine Gefühle sträuben.

»Warum habe ich nur diese wachsende Angst, die ich vorher nicht hatte?«, fragt er sich beinahe jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit, und immer, wenn er das Gebäude am Horizont sieht, das sich ihm nach einer Biegung der Straße eröffnet, bleibt er kurz stehen, sodass ihn auch schon mal andere Arbeiter, die ebenfalls zu Fuß dieselbe Strecke zur Arbeit entlanglaufen, anrempeln und auch wüst beschimpfen, da er ihre frühmorgendliche Unaufmerksamkeit zu rauben scheint. Auch an diesem Tag, als er erneut nach der Biegung der Straße anhält und Richtung MPA-Gebäude blickt, fragt sich Martin, ob er nicht irgendeinen anderen Weg einschlagen und sein Handy aus der Tasche nehmen, den Chef anrufen und ihm sagen sollte, dass er krank sei, heute und vielleicht für immer, weil sein Verstand das nicht mehr mitmacht!

»Doch was würde meine Mutter sagen, wenn sie herausbekommt, dass ich die Arbeit schwänze, wie ich es früher nicht einmal in der Schule getan habe?«, martert sich Martin, seufzt auf, und auch wenn er vielleicht davon ausgehen kann, dass seine Eltern nie davon erfahren würden, wenn er einen Tag krank macht, so bleibt es dennoch ein Risiko, das Martin nicht bereit ist einzugehen, da er mit einer solchen Aktion das Grundübel nicht beseitigt hätte.

»Bekämpfe nicht das Symptom, sondern die Ursache«, schießt es ihm durch den Kopf, und Martin erinnert sich daran, in welchem Tonfall ihm sein Vater diesen wichtigsten seiner Leitsätze immer wieder predigt. Somit setzt er sich wieder in Bewegung, geht auf das Gebäude zu, das auch den letzten Rest des anfänglichen Charmes seit längerem verloren hat, und mit einer äußeren stoischen Ruhe kommt er von allen anderen Menschen unangesprochen an seinen Arbeitsplatz.

»Dieser Tag wird besonders schlimm«, erkennt Martin an seinem Schreibtisch, da er weiß, dass sein Chef für den Rest der Woche weg sein würde und seine Aufgabe, die er gestern abgegeben hat, auch die letzte in seinem Bereich war, die aktuell anstand.

»Er hätte gar nicht davon erfahren, wenn ich heute krankgemacht hätte – weder durch einen Anruf noch durch meine fehlende Leistung, da ich keine zu erbringen habe! Das wird der langweiligste Tag meines Lebens, wenn ich nicht...«

Ihm kommt ein Gedanke, der nicht uninteressant ist.

»Wenn ich doch keine Aufgabe habe und mit niemandem aus meinem Team zusammenarbeiten muss, der Chef nicht anruft und keiner auf mich achtet – wer sagt denn, dass ich dann in meinem

Büro hocken muss, anstatt vielleicht ein wenig durch das Gebäude zu laufen? Laufen ist immer besser, als irgendwo herumzusitzen und die Wände oder Decke anzustarren! Aber ich muss noch etwas warten, bis alle zur Arbeit erschienen sind und ihren Aufgaben nachgehen! Ich will nicht riskieren, dass mich irgendwer aus meinem Team auf dem Weg zum Büro durch das Gebäude laufen sieht – man weiß ja nie, wie sich so eine Information am Ende dann doch gegen einen wenden kann! Auf jeden Fall stelle ich das Telefon auf Weiterschaltung zu meinem Handy und brauche dann nur noch eine gute Ausrede, falls mich einer anrufen will und sich wundert, dass ich nicht am Platz bin – doch das sollte kein Problem sein, wenn ich daran denke, wie sehr sich die anderen für die Arbeit eines anderen interessieren – selbst in meinem Team...«

Martin findet seine Idee die beste, die er seit langem in diesem Institut hat, und wartet eine halbe Stunde, ehe er sich einen Kaffee holt, feststellt, dass alle aus seinem Team anwesend sind, die er als potentielle Petze ansieht, macht sich zurück in sein Büro, stellt den Kaffee ab und verlässt sein Arbeitszimmer, das nur unweit von der Treppe entfernt ist, die ein Stockwerk tiefer führt. Niemand sieht ihn und auch in der Etage tiefer sieht ihn niemand, sodass er gespannt auf den Fahrstuhl wartet, einsteigt und nach oben fährt. Als der Fahrstuhl im Erdgeschoss hält und Martin durch die Sicherheitsschleuse ist, steigt er direkt in den nächsten Fahrstuhl und fährt an einen Ort, an dem er erst einmal in seiner Arbeitszeit war: auf das Dach, wo riesige Antennen und Stahlkonstruktionen stehen, mit denen das MPA-Zentrum mit der ganzen Welt vernetzt sein konnte. Nur bei seiner Einführung war er dort oben gewesen und auch nur der Vollständigkeit halber, denn ein Physiker aus dem dunklen Kellergeschoss, wie die unteren Etagen von den Bürohengsten aus den oberen Stockwerken genannt werden, geht nur selten aufs Dach hinaus – doch auch von den Bürohengsten, die sich hier oben immer tummeln sollen, ist weit und breit keiner zu sehen, als sich Martin gegen die Zwischentüre lehnt, um diese gegen den pfeifenden Wind zu öffnen, der als Gegengewicht besiegt werden will, und mit seinem ersten Blick die Weite der umliegenden Landschaft einfängt, die er von diesem Platz sieht.

»Das hatte ich ja ganz vergessen«, denkt er sich, »dass man hier oben so weit schauen kann. Vielleicht lag es am schlechten Wetter, dass ich damals nicht so weit schauen konnte, aber heute ist die Aussicht grandios! Und wie erhofft ist um diese Uhrzeit keiner der anderen Büroleute hier oben – wobei ich auch bezweifle, dass die überhaupt mal hier oben sind! Mensch, was für ein Ausblick! Und ich sitze immer in meinem kleinen Büro und starre die Wand an, wo kein Fenster sein kann, weil es unter Tage liegt! Vielleicht deprimiert mich einfach die Stimmung im Büro und im Labor – weil dort kein echtes Licht hinkommt, sondern nur das kalte aus den nackten LED-Lampen! Und wenn ich an die anderen in meinem Team denke, die auch nicht immer mit der besten Stimmung zur Arbeit kommen! Das wäre auf jeden Fall mal ein Hinweis, warum es mir so schlecht geht, denn es kann ja nicht so weitergehen, sonst bin ich am Ende des Jahres ein Wrack!«

Die vor Martins Auge ausgebreitete Weite durchdringt ihn umso mehr, je länger er auf dem Dach steht und über die Landschaft schaut; es ist das erste Mal seit dem Alptraum vor einigen Monaten, dass Martin so richtig durchatmen kann, ohne einen beklemmenden Widerstand in seiner Brust zu verspüren.

»Vielleicht muss ich einfach die Arbeitsstelle wechseln!«, sagt er sich, ohne es als Frage zu formulieren, ganz so, als hätte er soeben die Feststellung gemacht und sogleich für richtig befunden.

Ohne die Notwendigkeit, irgendetwas erarbeiten zu müssen oder von irgendwem vermisst zu werden, genießt Martin die neu gewonnene Freiheit auf dem Dach, sucht am fernen Horizont nach der nächsten Stadt, die seinem Gedächtnis nach dort liegen muss und deren Domspitze er in der Ferne glaubt auszumachen, sieht über mehrere Minuten einem rot-silbernen Segelflugzeug nach, bis dieses hinter einem seichten Hügel am anderen Ende der Stadt verschwindet – sicherlich ist dort sein Landeplatz auf einer der vielen Wiesen, die es um die Stadt herum gibt – und spürt, wie mit jedem Moment mehr und mehr von der Last abfällt, die er bisher auf seinen Schultern getragen hat.

Bis zu dem Zeitpunkt, als sein Handy klingelt...

6. Kapitel

»Meine Güte, Martin, wo bist du?«, schreit eines seiner Teammitglieder ins Telefon, das in Martins Büro steht und den Anruf auf sein Handy weitergeleitet hat.

»Ich bin in der Personalabteilung«, lügt Martin, »die haben irgendetwas von mir haben wollen, was ich aber...«

»Das ist jetzt scheißegal! Komm runter! Die haben es geschafft!«

»Was haben sie geschafft? Und wer?«, fragt Martin dümmlich und unwissend, obwohl er genau weiß, was sie geschafft – oder besser: erschaffen haben: ein Schwarzes Loch.

»Ein schwarzes Loch – was denn sonst?«, schreit der Anrufer weiter ins Telefon. »Oder meinst du wirklich, dass wir Fernseher oder Autos entwickeln?«

»Ich dachte, wir seien noch Jahre davon entfernt!«

»Ist doch egal, wie sie das geschafft haben! Komm einfach runter!«

»Ich komme gleich runter!«

»Du kommst gleich runter?«, schreit der Kollege weiter und betont das gleich in einer Art und Weise, als würde die Welt vor dem Untergang stehen, wenn sich Martin nicht endlich bewegen würde. »Warum bist du noch nicht hier? Das ist die größte Entdeckung der letzten – ach, die größte Entdeckung aller Zeiten! Komm endlich...«, sagt der Anrufer in einem weniger schreienden Tonfall, dann aber: »Ich muss weg – ins Labor! Die wollen uns das Schwarze Loch vorführen. Das

erste scheint schon wieder zusammengebrochen zu sein. Hat nicht lange gehalten! Aber was soll's! Hauptsache, es funktioniert! Kommst du?»

»Ja, natürlich komme ich!«, sagt Martin, doch er weiß, dass dieser Satz nicht mehr bei seinem Arbeitskollegen angekommen ist, denn noch während des Satzes hört er das Freizeichen – der andere hat aufgelegt, ohne die Bestätigung abzuwarten, weil er das neue Weltwunder bestaunen will.

»Sie haben es also geschafft«, denkt sich Martin und blickt weiterhin über die Ebene, spürt den sanften Wind, der seine Nase umspielt, und ist vor allem erleichtert, dass sich das Schwarze Loch, so schnell, wie es erschaffen wurde, auch wieder aus dieser – seiner – Welt verabschiedet hat.

»Wer weiß, vielleicht hatte ich doch Unrecht und das mit den Schwarzen Löchern ist gar nicht so gefährlich, wie ich es mir vormache! Ich werde es wohl mal abwarten und darauf anlegen, wie sich das Ganze weiterentwickeln wird! Aber bevor ich runtergehe...«

Einen letzten langen Blick über die Ebene werfend, schließt Martin seine Augen, atmet so tief ein, bis ihm die Lungen den weiteren Dienst verweigern, wartet und entlässt die Luft in einem schnellen Stoß.

»Was für ein überragendes Kribbeln in meinem Körper«, sagt er sich und spürt, wie er auch die letzte Last losgeworden ist. Dann öffnet er seine Augen, dreht sich von der Ebene weg, geht zum Ausgang, muss sich erneut anstrengen, gegen den zwar nur leichten, aber kanalisierten Wind die Türe zu öffnen, tritt in den Innenraum, lässt die Tür los, hört diese krachend ins Schloss fallen und ist augenblicklich in einer Stille, die er in dieser raumfüllenden Intensität sonst als beklemmend empfunden hätte.

»Sie haben es geschafft! Irgendwie kann ich es mir immer noch nicht so ganz vorstellen!«, sagt er zu sich selbst, als er den Fahrstuhl herbeiruft, der nur zwei Stockwerke nach oben fahren muss, wartet die sich öffnende Tür ab, steigt ein, wählt das Erdgeschoss, da er trotz der vermeintlichen Eile noch durch die Sicherheitsprüfung muss, drückt auf den Schließen-Knopf, da das automatische Zeitintervall sehr lange eingestellt ist, und spürt, wie sich der Fahrstuhl in Bewegung setzt.

»Ein bisschen verwunderlich ist das schon, wenn man bedenkt, dass man in den letzten Wochen nichts, aber auch rein gar nichts davon gehört hat, dass das Team so nahe dran ist, ein Schwarzes Loch zu erschaffen – aber wie das oft so ist, wahrscheinlich sind sie eher zufällig auf die Lösung gestoßen und haben ein Schwarzes Loch erschaffen, ohne es vielleicht zu wollen. Bin mal gespannt, wie es aussieht und wie es wohl mit seiner Umgebung interagiert! Immerhin treffen riesige, konzentrierte Massen auf eine Umgebung, die diese Massen... Hey, was ist denn hier los?!«

Der Fahrstuhl hält mit einem Mal an und die Beleuchtung flackert wie wild, ehe sie vollständig ausgeht – selbst die Notbeleuchtung aktiviert sich nicht. Gedankenschnell nimmt Martin sein

Handy in die Hand und leuchtet mit dem Display umher, sucht den Notknopf, findet ihn auch, doch gerade, als er diesen drücken will, um Hilfe herbeizuholen, beginnt sich nicht nur der Fahrstuhl, sondern das gesamte Gebäude zu bewegen – eine Mischung aus gigantischem Zittern und Hin- und Herschaukeln erfasst auch Martin, der kaum weiß, wo er sich festhalten soll und von einer Ecke des Fahrstuhls auf die andere Seite fliegt; dabei stößt er sich mehrfach an seinen Armen und Beinen und landet schlussendlich schmerzhaft auf seiner Schulter, ehe er das Bewusstsein verliert und in ein tiefes Schwarz eintaucht...

7. Kapitel

Als Martin wieder aus seiner Ohnmacht aufwacht, weiß er, dass etwas passiert ist, aber nicht was. Er erinnert sich nur unscharf an das letzte Gespräch mit seinem Kollegen und kann die Verbindung zwischen den Experimenten, dem Zittern und dem Beben sehen, doch woher soll er das so genau wissen? Er liegt in der Ecke des Fahrstuhls, der nicht mehr in seiner ursprünglichen Form ist; mehrere Seiten haben tiefe Dellen und irgendwie – wenn man davon ausgeht, dass die Gesetze der Schwerkraft weiterhin gültig sind, muss sich der gesamte Korpus des Fahrstuhls in die Horizontale verkehrt haben, herausgesprengt aus der ursprünglichen Fassung, zur Seite geworfen und innerhalb des Schachtes neu verhakt. Langsam und unsicher prüfend, ob er seinen Körper und dessen einzelne Gliedmaßen noch bewegen kann, tastet sich Martin zur Seite und kann alsbald aufstehen, muss jedoch gebückt bleiben, da die ehemalige Tiefe des Raums nun die Höhe darstellt – wenn auch nur in einem schrägen Winkel von knappen sechzig Grad.

»Wie komme ich hier jetzt lebend raus?«, fragt er sich und klopft gegen die massiven Seitenwände, die trotz der vielen Dellen in ihrer Konstruktion als Hülle dem Druck standgehalten haben. »Wenn ich nicht das Glück habe, genau auf einer Etage zu sein, dann wird das Entkommen schier unmöglich!«

In diesem Moment, als er Hand an die verschrammelte Tür legen möchte, um diese auseinanderzustemmen, fällt ihm sein Handy ein, mit dem er nach draußen anrufen kann, um Bescheid zu geben, dass er noch im Gebäude eingesperrt ist; schnell hat er es in seiner Hand und freut sich insbesondere darüber, dass es zwar einen Riss im Display hat, aber scheinbar ansonsten noch intakt ist. Durch die Auswahlmenüs scrollend findet er seine Eltern und drückt die Anruftaste, doch sein Handy meldet ihm abrupt, dass es kein Netz für diesen Dienst zur Verfügung habe. Alle Ecken des Raumes absuchend findet Martin nirgendwo auch nur die leiseste Verbindung zum Telefonnetz, sodass er das Handy resigniert wegsteckt, davon ausgeht, dass doch mehr defekt ist als nur das Display, und zu seinem ursprünglichen Plan zurückkehrt, die Türe des Fahrstuhls mit seiner Körperkraft zu öffnen. Doch bevor er sich ans Werk macht, überprüft er zunächst den Zustand der Tür, sieht, dass diese durch die Drehung und die vielen Dellen nicht mehr in der

ursprünglichen Form ist, und entscheidet sich sogleich dagegen, seine Kräfte an dieser Tür, die er nie und nimmer würde aufschieben können, zu verpulvern. »Es muss eine andere Lösung geben!«, denkt er sich und versucht sich an die Filme zu erinnern, in denen Menschen in vergleichbaren Situationen auf gute Einfälle gekommen waren; sogleich klettert er zur Decke und untersucht diese nach einer Luke, die er auch findet, und zu seinem Glück ist diese trotz der Verformung weiterhin so passgenau in die Decke eingelassen, dass Martin über den Mechanismus nachdenkt, der diese Luke öffnen kann.

»Mit Strom kann er ja wohl nicht funktionieren!«, denkt er sich und überlegt, wo wohl der mechanische Schalter oder Hebel dafür versteckt sein könnte.

Doch erst als er das Grübeln einstellt und es mit der einfachsten aller Lösungen, der Einwirkung menschlicher Kraft, versucht, hebt sich die Luke aus der Verankerung und Martin gelingt es, die Luke so weit aufzuschieben, dass diese scheppernd in die Tiefe fällt. Da Martin sich zuvor keine Gedanken darüber gemacht hatte, wie es wohl hinter der Luke aussehen würde, ist er erstaunt, dass er scheinbar genau in einen Gang blickt, der genau wie der Gang im Erdgeschoss aussieht – wenn man von den Beschädigungen absieht, die das Gebäude aufgrund des Bebens und Zitterns erlitten hat. In diesem Moment schaut Martin intuitiv nach oben und überprüft, ob dieser Raum mit dem gesamten Gebäude darüber überhaupt noch stabil genug ist.

»Wäre doch allzu tragisch, wenn ich so viel Glück habe, mit der Luke direkt in die Nähe des Ausgangs zu gelangen, um dann von einer herunterfallenden Decke begraben zu werden«, sagt Martin zu sich selbst und sucht an der umliegenden Wand nach Möglichkeiten, sich festzuhalten.

»Sieht aber noch alles stabil aus – das Gebäude selbst hat gar nicht so viel mitbekommen, hier und da ein paar Risse, aber sonst keine sonderlichen Einstürze«, stellt er fest und fragt sich, wie er den Abstieg aus dieser luftigen Höhe bewerkstelligen soll.

»Warum nur muss die Eingangshalle so hohe Decken haben?«

Trotz des nahezu idealen Ausstiegs ist es dennoch für Martin keine leichte Aufgabe, durch die Luke aus dem Fahrstuhl zu klettern, da er das Ganze mit einer leichten Steigung durch ein Loch machen muss, durch das er gerade so hindurchpasst; zudem gibt es draußen keinen Haltepunkt in der Nähe, sodass Martin mehrfach ansetzt und experimentiert, ehe er sich dazu entschließt, einen Haltegriff im Innern dafür zu nutzen, um sich zurückzuhalten, während er mit den Beinen voraus aus der Luke rutscht. Da die Decken des Ganges im Erdgeschoss geschätzte vier Meter hoch sind und der Fahrstuhl an der oberen Kante gute drei Meter über dem Boden durch das Mauerwerk gestoßen ist, muss Martin einen Sprung auf den Steinboden riskieren; langsam, Zentimeter für Zentimeter, tastet er sich mit seinen Beinen nach vorne und braucht viel Körperbeherrschung und Kraft, um sich mit den wenigen Griffen im Innern des Fahrstuhls festzuhalten; letztlich hält er sich noch mit der an die Wand gepressten Schulter und mit seinen tauben, blutarmen Händen am Lukenrand

fest, will sich drehen, doch dann droht er abzurutschen, sodass er sich entschließt, sich aus dieser Distanz abzulassen. Sofort wirkt die Schwerkraft auf seinen Körper und zieht Martin nach unten; was er jedoch nicht bedacht hat, ist die Reibung der Wand, an der er entlangschleift und damit sein Hemd am Rücken aufreißt. Als er auf dem Boden angekommen ist, schaut er instinktiv in alle Richtungen und sucht nach Erschütterungen, die er sich zuvor vorgestellt hatte, doch alles um ihn herum ist in eine tiefe Stille getaucht.

»Die anderen sind bestimmt alle draußen und rechnen nicht mehr damit, dass vielleicht noch Leute im Fahrstuhl sind!«, sagt sich Martin, gleichzeitig denkt er aber auch, dass es doch recht ungewöhnlich ist, dass er keine Sirenen oder irgendwelche Rettungsleute sieht.

»Vielleicht war ich gar nicht so lange bewusstlos und die Rettungskräfte sind auf dem Weg hierher. Wenn ich nur... Aber eigentlich müsste ich sie hören, wenn sie auf dem Weg hierher sind – die brauchen doch nicht so lange, denn sie sind doch direkt um die Ecke stationiert! Bei Übungen bin ich noch lange nicht draußen, da rauschen bereits die ersten Wagen an! Ob das Beben den Straßenverkehr lahmgelegt hat? Wer weiß, wie stabil dieses Gebäude ist und wie es draußen in der Stadt aussieht!«

Martin sucht mit seinen Augen den Gang ab und entscheidet sich dann, da er keine Sicherheitsbedenken für sein Leben hat, auf direktem Weg zum Ausgang zu gehen; dabei schaut er sich immer mal wieder nach irgendwelchen Menschen um, die doch normalerweise bei einer solchen Katastrophe hier wie wild herumlaufen müssten. Der Empfangstresen, den er zu Gesicht bekommt, als er um eine Ecke geht, ist leer und menschenverwaist, auch hier, gerade im Hauptzugang, ist keine Menschenseele zu sehen, gar niemand ist zu sehen – keine Leiche, kein Verletzter, kein sich Rettender.

»Wie lange muss ich wohl in dem Fahrstuhl gelegen haben? Und wie lange haben die mich wohl gesucht und vielleicht nicht gefunden?«, fragt sich Martin, kramt sein Handy hervor und sieht, dass er auch hier, mitten in der Empfangshalle, kein Netz hat.

»Wie merkwürdig!«, wundert er sich noch über das weiterhin fehlende Handynetz, als er an das milchige Glas tritt, das das Innere der Empfangshalle vom Äußeren abschottet, wie es dereinst vom Betriebsrat zum Schutz der Mitarbeiter gefordert und umgesetzt wurde, und versucht nach draußen zu gelangen, doch die automatische Schiebetür will nicht funktionieren.

»Natürlich – bei einem Stromausfall gehen als erstes die automatischen Türen nicht mehr, damit man nicht darin gefangen ist!«, erinnert sich Martin und sucht die Seite, an der die mechanische Eingangstüre ist, findet diese, legt seine Hand auf die Klinke, drückt sie herunter, öffnet halb die Türe und schreckt zurück.

»Was...?!«, schießt es ihm aufschreiend durch den Kopf.

Martin sieht nach draußen und hat vorher ein Bild vor dem geistigen Auge gehabt, was ihn wohl erwarten würde, doch was er jetzt sieht, ist eine Stadt, deren Aussehen er im ersten Moment kaum mit Worten zu beschreiben weiß.

»Was ist nur...?«, fragt er sich ungläubig und öffnet die Türe ein zweites Mal, und dieses Mal ist der Schrecken zwar noch viel stärker, aber nicht mehr so neu und radikal, dass er die Klinke aus der Hand verliert. Er schaut auf die Stadt hinüber, auf die Häuser, den Dom und die Universität, die rechts zu sehen ist, doch alle diese Gebäude sind wie alle anderen auch – verfallen.

»Ich muss träumen!«, sagt sich Martin und kneift sich in den Unterarm, doch er spürt den Schmerz so eindringlich, dass er nicht sagen kann, ob er wirklich träumt oder nicht. Auch die Fassade des Gebäudes, aus dem er gerade getreten ist, hat von ihrer leuchtenden weißen Strahlkraft verloren, die Farbe ist abgeblättert, verwittert, wenn auch nicht so stark wie bei den anderen Gebäuden, und...

»Es ist, als ob man die Zeit vorgedreht hätte... Aber wo sind all die Menschen? Ich sehe nicht einen einzigen!«

Martin fühlt sich mit einem Mal wie benommen und muss sich auf eine Bank setzen, die auf dem Vorplatz des Gebäudes steht. Den Kopf in seine Hände legend, versucht er mit seinem Verstand, die Situation zu erfassen, doch es will ihm nicht gelingen. In seinem Kopf ist ein solches Wirrwarr, dass er nicht mitbekommt, wie das Holz der Bank zu knirschen beginnt, sich durchbiegt und dann durchbricht, ihn aber noch so lange hält, dass er aufspringen kann und sich erneut fragt, was mit dieser Welt passiert ist.

»Für einen Traum fühlt es sich viel zu real an!«, sagt er sich, obwohl er sich auch an den Alptraum vor einem guten halben Jahr erinnert, der auch sehr wirklich wirkte, ihm sogar Schmerzen fühlen ließ.

»Wenn das jetzt ein neuer Alptraum ist... Aber dafür sieht die Welt viel zu wirklich aus! Jede einzelne Kleinigkeit sehe ich: hier die Grashalme, dort die Kieselsteine, die, wenn ich sie über den Platz schmeiße, wie normale Steine auf- und zur Seite wegspringen. Bin ich vielleicht tot?«

Martin hat in seinem Leben bereits genug Filme über den Tod und die vom Menschen erdachte Existenz danach gesehen, dass er diese Lösung für durchaus möglich hält.

»Es würde den Verfall erklären und warum ich bisher keine Menschen sehe! Vielleicht lebt man nach dem eigenen Tod des Körpers als Seele in einer Totenstadt, in seiner Stadt weiter, die wie der menschliche Körper verfallen ist, in seiner Erinnerung – und ganz allein, weil niemand die eigenen Erinnerungen besitzt, mit denen die Totenwelt nach dem Tod erschaffen wird. Kann es sein, dass ich in dieser Welt der einzige Lebende bin, weil ich in der nichtwirklichen Welt tot bin?«

Martin schaut in alle Richtungen, hinüber zur Stadt, zum Gebäude, an deren Seiten vorbei, überall, in den Himmel hinauf, auf den Boden, und dann hört er ihn zuerst – einen Vogel, der einsam in

der Luft zu stehen scheint, ein Greifvogel, schwarz, erhaben – das erste Lebenszeichen dieser trostlosen, verfallenen Welt.

»Ausgerechnet ein schwarzer Vogel – wenn das nicht in direkter Linie auf den Tod hindeutet!«, sagt sich Martin und bückt sich Richtung Boden, sucht nach weiterem Leben, doch zunächst findet er nichts; dann geht er zu einer angrenzenden Wiese hinüber, bückt sich dort erneut und durchsucht das Gras nach Lebewesen; schnell findet er eine Schnecke, Ameisen und einige Käfer, die ihm bestätigen, dass es scheinbar in dieser Welt Leben in Hülle und Fülle gibt – nur einen anderen Menschen hat er noch nicht getroffen.

»Was, wenn es während meines Schlafes einen nuklearen Fallout gegeben hat, der alle Menschen dahingerafft hat und mich durch irgendeinen Zufall überleben ließ? Wenn ich einige Tage im Fahrstuhl festgehangen habe, dann kann es durchaus sein, dass... obwohl, dann sähe die Stadt wohl anders aus! Nein, ich glaube, eine solche Idee kann ich getrost vergessen!«

Seit seinem Erwachen im Fahrstuhl ist eine knappe Dreiviertelstunde vergangen, in der Martin zum Selbstschutz bewusst seine Erinnerungen unterdrückt hat, doch als er im Gras steht und erneut von der Stadt in Richtung MPA-Gebäude schaut, fällt ihm wieder das Telefonat ein, das er kurz vor dem Beben geführt hatte.

»Sie haben es geschafft!«, schießt es ihm durch den Kopf, und: »Sie haben schon eins erschaffen und es ist gleich wieder in sich zusammengefallen!«

»Und wenn es in sich zusammengefallen ist«, sagt Martin mit einem Mal laut vor sich her, »um sich in seiner Masse zu konzentrieren, dann kann es durchaus sein, dass...«

Weiter will Martin gar nicht denken und sprintet instinktiv auf das Gebäude und dessen Eingang zu; als er diesen erreicht und die Klinke der Eingangstüre bereits in der Hand hat, blickt er noch einmal zur Stadt und just in diesem Moment schießen ihm die Bilder seiner Eltern durch den Kopf, die an dem Tag des Bebens auf jeden Fall beide in der Stadt gewesen sind.

»Nein!«, schockiert es Martin schier grenzenlos, und ohne dass er die Kontrolle über seinen Körper hat, sinkt er mit der Klinke in der Hand an der Türe hinab Richtung Boden; zeitgleich schießen ihm mit voller Wucht Tränen in die Augen, hinter denen eine Bilderflut auf ihn einstürzt, ein ganzer Film, wie man es sich gemeinhin vorstellt, wenn Sterbende das Leben noch einmal an sich vorbeiziehen sehen.

»Bin ich vielleicht doch tot?«, fragt er sich zwischen all den Erinnerungen an seine Eltern und den versiegenden Tränen, wobei ein Teil dieser Todesahnung aus der Hoffnung besteht, dass seine Eltern vielleicht noch leben. In dieser Stellung verharrt Martin eine kleine Ewigkeit, doch Zeit scheint in dieser Welt eine untergeordnete Rolle zu spielen; erst als die Kälte des Bodens in seinen Körper dringt und ihn frösteln lässt, rafft er sich auf, zieht sich an der Klinke hoch und tritt ins Innere des Gebäudes, in dem ihm sogleich das auffällt, was diese Welt von der Welt seiner

Erinnerungen unterscheidet: die allumfassende Stille – kein Laut ist zu hören, kein Computer summt, kein Auto fährt, keine Gespräche, kein einziges Hintergrundgeräusch ist auszumachen. Diese Stille ist für Martin ein weiterer Indikator, dass dies auf keinen Fall die Wirklichkeit sein kann, doch dann fällt ihm seine Befürchtung mit dem Schwarzen Loch wieder ein, die er jetzt überprüfen will. Er tritt an die Schleuse, doch wie fast alle anderen Lösungen, die erschaffen wurden, um Schaden von sensiblen elektronischen Gerätschaften abzuhalten, funktioniert die Schleuse auch nur mit Strom und dieser scheint auch an dieser Stelle nicht vorhanden zu sein.

»Das bedeutet, dass es nirgendwo Strom zu geben scheint«, sagt sich Martin und erinnert sich an die verfallene Stadt, die er draußen vor dem Gebäude gesehen hat, »was wiederum zur Folge hat, dass es in den unteren Stockwerken auch kein Licht geben wird. Ich werde also eine andere Lichtquelle benötigen, sonst brauche ich gar nicht erst über die Fluchttreppen nach unten zu gehen. Die sollten ja bei einem Notfall und bei Stromausfall offen und der Alarm ausgeschaltet sein, doch das sollte ich erst überprüfen!«

Auf der Suche nach einer Lichtquelle überprüft Martin die Notausgänge und findet seine Annahme bestätigt – die Türen ins Treppenhaus lassen sich ohne Mühe und ohne das Auslösen eines Alarmtons öffnen –, doch er sieht direkt, wie düster es nach unten und nach oben im Treppenhaus ist.

»Da muss ich auf jeden Fall eine Taschenlampe oder Ähnliches haben!«, sagt er sich, lässt die Türe wieder ins Schloss fallen, dreht sich um und geht zum Empfangstresen, der jedoch nur eine Schublade hat und in dieser ist keine Taschenlampe abgelegt.

Martin sucht weiter nach irgendwelchen Fächern oder Räumen, in denen solche Utensilien abgelegt werden, als ihm der Gedanke kommt, dass nicht unweit der Empfangshalle der Raum für die Sicherheit sein muss, die wiederum unbedingt Taschenlampen besitzt, da er sie am abendlichen Wachpersonal gesehen hat. Schnell lässt er den Tresen hinter sich, tritt zur Tafel mit den Fluchtwegen und findet den Sicherheitsraum eingezeichnet, der in dem Gang mit den Fahrstühlen liegen muss – genau auf der anderen Seite. Martin läuft um die Ecke, sieht das Loch im Fahrstuhl, aus dem er geklettert ist, findet die Türe des Sicherheitsraums und versucht, diese zu öffnen, doch sie ist verschlossen.

»So ein Mist!«, ärgert er sich.

»Warum muss ausgerechnet diese eine Tür, hinter der sich alles befindet, was ich brauche, verschlossen sein?«

Da dieser Raum für Martin aktuell die einzige brauchbare Lösung darstellt, blickt er sich nach Gegenständen um, die in der Lage sind, die Tür zum Sicherheitsraum aufzubrechen, doch er muss lange suchen, ehe er in einem Raum für die Reinigungsangestellten in einem Notfallkasten eine Axt findet, die er sogleich an der Türe und dem Schloss zum Sicherheitsraum ausprobiert; doch schon

nach wenigen Schlägen merkt Martin, dass sich diese Mühe kaum auszahlen wird, legt die Axt weg, die die Türe nur oberflächlich angekratzt hat, und begibt sich erneut auf die Suche, als ihm eine andere Idee durch den Kopf schießt: die Kantine!

Trotz dessen, dass er keine Eile zu haben braucht, sprintet Martin so schnell er nur kann den langen Gang zur Kantine entlang, stößt mit der Schulter gegen die Türe und muss hinnehmen, dass auch diese verschlossen ist, prallt zurück und spürt den Schmerz durch seinen rechten Arm fahren, versucht den pochenden Schmerz zu ignorieren, dreht sich um, findet eine Bank, die er nutzen will, um die Scheiben einzuwerfen, und muss aber feststellen, dass diese fest mit dem Boden verschraubt ist. Der Verzweiflung nahe läuft er zurück zum Raum der Bediensteten, reißt den schweren Feuerlöscher aus dem Sicherheitskasten, geht nunmehr anstatt zu laufen, weil er außer Atem ist, zur Kantine zurück, hält einen gewissen Abstand und fragt sich erst jetzt, ob er überhaupt genügend Kraft hat, um den Feuerlöscher Richtung Glastür zu werfen, wiegt diesen in seinen Händen und spürt mit einem Mal eine beseelende Kraft in sich, stemmt den Löschkörper über seinen Kopf und wirft diesen, mit der Unterkante nach vorne, gegen die Scheibe; doch der Feuerlöscher schafft es auch nicht, die Scheibe zu zertrümmern, aber immerhin zeichnen sich kleinere Risse an der Stelle ab, an der der Feuerlöscher auf das Glas getroffen ist. Martin greift sich den Feuerlöscher ein zweites Mal, hievt ihn erneut über den Kopf und wirft ihn ein weiteres Mal in Richtung Glas, doch trifft er es an einer völlig anderen Stelle. Dennoch hört Martin das Knacken und Knirschen des Glases, das bereit ist nachzugeben, aber Martin ist sich auch sicher, dass er nur noch Kraft für ein allerletztes Mal hat – schon beim zweiten Mal brannten ihm alle Muskeln in seinem Körper. Eine kurze Pause machend, um seine letzten Kräfte zu sammeln, rollt er den Feuerlöscher von der Glasfront weg und stellt seinen Fuß auf den Feuerlöscher, schwer schnaufend.

»Ich sollte mich nicht so viel verausgaben!«, ermahnt Martin sich selbst. »Zeit scheint in dieser Welt sowieso keine allzu große Rolle zu spielen – denn die Uhren sind alle stehen geblieben, was aber auch vielleicht daran liegen kann, dass es keinen Strom mehr gibt!«

In diesem Moment des Durchschnaufens verspürt Martin ein Ziehen im Magen, das ihn an etwas erinnert, was er vielleicht seit einer Ewigkeit nicht mehr getan hatte: etwas gegessen zu haben.

»Ein Glück, dass die Kantine nur noch eine Tür von mir entfernt ist!«, sagt er sich mit einem Lächeln auf den Lippen, und sogleich, in Erinnerung an das Essen, das hinter dieser Tür vorhanden sein mag, erwachsen in ihm neue Kräfte; mit Schwung nimmt er den Feuerlöscher vom Boden, hebt diesen über den Kopf und schleudert ihn Richtung Glas, trifft genau in der Mitte der beiden anderen Treffpunkte und wartet auf das Zerbersten der ganzen Scheibe, doch diese tut ihm nicht den Gefallen; trotz allen Knirschens, Kratzens und Vibrierens hält die Scheibe ganz, obwohl die Risse das ganze Fenster durchziehen. In Martin übernimmt erneut die Verzweiflung das Regiment

und mit einer gehörigen Portion Frust und mit dem Mut der Verzweiflung wirft er sich mit seiner linken Schulter gegen das Glas, das auch tatsächlich endlich nachgibt und in sich zusammenfällt. Martin hingegen hat beim Aufprall seine gesamte Energie an die Glasscheibe abgegeben und ist noch an ihr im letzten Moment des Haltens abgeprallt; jetzt liegt er quer vor der Türe und spürt mit geschlossenen Augen, wie die einzelnen Glassplitter auf ihn niederprasseln. Schnell hält er sich schützend die Hände über den Kopf und spürt, wie die Scheibenteile auf seine nackten Hände fallen, doch nicht richtig einschneiden. Der Schauer ist nur kurz, aber Martin bleibt noch mit den Händen vor dem Gesicht liegen und atmet tief durch, als ihm klar wird, dass die Scheibe aus Sicherheitsglas besteht, das in feine Glasklumpen ohne allzu scharfe Kante zersprungen ist.

Als er sich traut, sich zu erheben, hört es sich an, als würde Martin aus einer Sammlung Spielklötze aufstehen; überall von seinem Körper fallen die kleinen Formen aus Glas ab und sammeln sich am Boden. Die Scheibe selbst ist fast vollständig zerborsten; auf jeden Fall weit genug, dass Martin ohne Gefahr nach innen greifen kann, um auszuprobieren, ob sich die Türe von innen öffnen lässt – und nach all den Widrigkeiten der letzten Minuten ist es ein Segen, als er das Klicken des Schlosses vernimmt, die Türe sich nach innen öffnet und den Weg in die Kantine freigibt.

»Endlich!«, sagt er sich, ein wenig triumphierend. »Jetzt schnell etwas zu essen und zu trinken suchen – und vor allem auch etwas, womit man Licht machen kann!«

Da er in seiner Zeit als Angestellter dieses Instituts bisher immer nur vor der Theke und nie dahinter oder gar in der Küche gewesen ist, erweist sich die Suche nach Essen als schwerer, als er es eigentlich erwartet hätte. Schnell wird Martin klar, dass es nicht leicht wird, irgendetwas zu finden, denn obgleich er die ganze Küche durchsucht, will sich nichts finden lassen. Die ganze Küche wirkt, als hätte sie jemand aufgebaut und nicht eingeräumt, sie ist sauber, aber ohne Leben und vor allem: ohne Essen.

»Was mache ich, wenn ich nichts zu essen und zu trinken finde?«, fragt er sich und gleich im Anschluss: »Wenn ich nun tot bin und dies eine Welt nach dem körperlichen Leben ist – warum habe ich dann Hunger und Durst? Oder liegt es vielleicht daran, dass ich denke, dass ich Hunger und Durst habe und eigentlich nicht haben brauche, weil...?«

Während er an einem nach dem anderen Wasserhahn dreht und kein fließendes Wasser zu sehen bekommt, fragt er sich, ob er wirklich Hunger hat, doch da sein Magen eindeutige Signale aussendet, wird in ihm eher die Angst bestätigt, nichts Ess- und Trinkbares zu finden, als tot zu sein. Schnell hat er es aufgegeben, die Wasserhähne nach trinkbarem Wasser zu öffnen, als ihm mehrere Türen im hinteren Bereich auffallen, hinter denen er das Lager zu finden hofft. Eine der drei Türen ist mit einem riesigen Hebel verkleidet, wie es Kühlhäuser oft haben, um einen abgeschlossenen Raum im Innern zu gewährleisten; indem er diesen zur Seite schiebt und die Türe

zu sich zieht, blickt er ins Innere, sieht aber nichts weiter als leere Regale und Kisten, die wohlgeordnet auf dem Boden stehen.

»Das ist doch zum Verrücktwerden!«, schreit Martin in den Kühlraum hinein, dessen Kühlung bereits seit langer Zeit ausgefallen sein muss, und bekommt neben einem immens muffigen Gestank ein leises Echo zurück, das ihn frösteln lässt.

»Am Ende muss ich vielleicht irgendwelche Käfer oder Insekten essen!«, denkt er sich und erzittert schon bei dem Gedanken daran, wie er einen Käferpanzer mit seinen Zähnen zerbeißt oder eine Schnecke aus ihrem Gehäuse herauslutscht. Auch die anderen beiden Räume, die sich tatsächlich als Lagerräume erweisen, sind bis auf Regale und andere Verstaumöglichkeiten leer – selbst die Kisten, in denen die Flaschen gesammelt werden, sind zwar voll bestückt, haben aber nur leere Flaschen.

»Es ist zum Verzweifeln! Es gibt scheinbar kein Essen und Wasser in dieser Welt, und wenn ich daran denke, dass ich Hunger und Durst habe, dann bleibt doch nur übrig, dass ich in einer Traumwelt gefangen bin, in der ich mich selbst damit quäle, dass ich nach Essen suche, aber keines finde! Vielleicht muss ich einen Weg finden, einen Ausgang aus diesem Traum oder etwas Ähnliches! Aber was ist, wenn das hier die Wirklichkeit ist?«, fragt sich Martin, indem er sich an einen Tisch inmitten des Speisesaals setzt, seinen Kopf auf die aufgestützten Arme ablegt und nach draußen auf die weitläufige Parklandschaft blickt, die hinter dem MPA-Gebäude angelegt worden war.

»Und dass ich keinen einzigen Menschen sehe – weder lebendig noch tot –, ist das größte Rätsel daran!«

Sich mit seinem Blick in die blühende Parklandschaft im hinteren Bereich des Gebäudes verlierend, denkt Martin an nichts Konkretes, weder an seine Situation noch an seinen Hunger. So verharrt er eine unbestimmte Zeit, ehe ein Vogel, der im Park auf einem Baum landet, seine Aufmerksamkeit in diese Welt zurückverlagert.

»Ist das derselbe Vogel, den ich eben am Himmel gesehen habe?«, fragt sich Martin, doch als er den ebenfalls schwarzen Vogel genauer ansieht, meint er, einen anderen Vogel als den am Himmel zu erkennen.

»Wenigstens gibt es mehr als einen Vogel! Wenn es anscheinend nur noch einen Menschen in dieser Welt gibt!«

Auch der Vogel kann Martin nicht davon abhalten, in eine motivationslose Starre zu verfallen und seine Stimmung ins Bodenlose sinken zu sehen. Es dauert eine geraume Zeit, ehe er sich wieder Gedanken darüber macht, was er ursprünglich gesucht hatte – eine Lichtquelle, um in die tiefer gelegenen Stockwerke zu gelangen.

»Welchen Sinn hat es, wenn ich herausfinde, woran es liegt, dass ich allein in dieser Welt bin, mit einem Hunger, der mich in meinem Innern auffrisst, um dann festzustellen, dass es keine Hoffnung mehr gibt?«

Doch dann erhebt er sich dennoch schwerfällig von seinem Sitzplatz.

»Aber hier herumsitzen und auf den Tod zu warten – wenn ich nicht bereits tot bin! – das ergibt auch keinen Sinn. Also was kann ich von den Gegenständen hier benutzen, um eine Lichtquelle zu erschaffen?«, fragt er sich und stellt sich als Lösung eine Art Fackel vor, wie sie in Abenteuerfilmen immer wieder gebraucht wird, wenn andere Hilfsmittel nicht verfügbar sind.

»Ich brauche einen Schaft, einen langsam brennenden Stoff, ein Trägermaterial und vor allem eins: Feuer!«

So schwierig sich die Suche nach etwas Essbarem bisher gestaltet, so überraschend einfach findet Martin alle vier benötigten Gegenstände: ein Holzbein, das er von einem Stuhl abbricht, eine baumwollene Tischdecke als Trägermaterial, die brennbare Flüssigkeit aus einer Kerze, die er an dem Ausgabetresen findet, und Streichhölzer, die ebenfalls dort liegen. Schnell hat er das Tischtuch um das hölzerne Stuhlbein gewickelt, doch als er die Konstruktion bewegt, um das Öl darüber zu gießen, rutscht das Tuch an dem Bein herab.

»Damit hätte ich mir wohl die Hand verbrannt«, muss Martin beinahe lächeln, »in Filmen ist das immer so einfach, aber wenn man das alles mal nachstellt, dann sieht man erst, an welchen einfachen Grundbedingungen man in der Realität oft scheitert!«

Die Suche nach einer geeigneten Methode, den Stoff an dem glatten Stuhlbein festzumachen, gestaltet sich schwieriger, als er es vermutet hat, denn als er eine Reißzwecke findet und sich schon daran macht, das Tuch damit zu befestigen, wird ihm bewusst, dass er das Tuch anzünden will, was die Reißzwecke schnell zum Schmelzen bringen würde. Martin muss also weitersuchen, denkt an die Stühle, doch die sind alle verleimt und nicht vernagelt; auch einen Kleber, den er in einer Allzweckschublade findet, legt er gleich wieder zur Seite. Als er erneut der Verzweiflung nahe ist, beginnt sein Gehirn, auch weiter entfernte Lösungen in Betracht zu ziehen, und sogleich kommt er auf die kleine Axt, mit der er versucht hatte, in den Sicherheitsraum zu gelangen. Entgegen seiner eigenen Maßgabe, mit seinen Kräften hauszuhalten, jagt er durch die Gänge, findet die Axt und macht sich, zurück in der Kantine, daran, das Stuhlbein so zu bearbeiten, dass er das Stück Stoff festmachen konnte, ohne dass es Gefahr lief, vom Bein abzurutschen. Zu seinem Glück gibt es in der Kantine genügend Stühle, denn bei den ersten drei Versuchen gehen seine Pläne alle schief – einmal schlägt er das Holz durch, beim zweiten Mal setzt er die Kerbe viel zu nahe am Griff und beim dritten Mal probiert er so viel, dass er, als er die Lösung zu haben glaubt, daran macht, an einem vierten Bein seine endgültige Lösung auszuarbeiten.

Trotz seiner leichten Zweifel gelingt es ihm, und er kann das Tuch so festbinden, dass es ohne Sicherheitsrisiko hält, wobei er sich dennoch ermahnt, nicht allzu leichtsinnig mit der selbstgebauten Fackel umzugehen. Die selbstgebaute Fackel brennt direkt beim ersten Versuch lichterloh; Martin freut sich über das Ergebnis und will gleich losziehen, doch dann wird er gewahr, dass er keine Ahnung hat, wie lange eine solche Fackel brennen würde – indem er die Fackel mit einem anderen Tuch am Boden erstickt, kramt er alle Tischdecken, Kerzen und Streichhölzer zusammen, die er finden kann, schnitzt nach dem Originalstück im gleichen Stil weitere Stuhlbeine zurecht und verstaut alles in einer Leinentasche, die er in einem kleinen Schrank hinter einem Tresen gefunden hat. Für den Gang in die unteren Etagen bereit, geht Martin zum Treppenhaus, zündet die Fackel an, öffnet die Türe und ist sogleich von einer pechschwarzen Dunkelheit umgeben, als die Türe zurück ins Schloss fällt – nur der flackernde Widerschein der Fackel, deren Licht von den Wänden mit grotesken Formen zurückgeworfen wird, hält Martin davon ab, wieder rückwärts aus dem Treppenhaus zu treten.

»Wie merkwürdig«, sagt er sich, »denn irgendwie hatte ich erwartet, dass hier ein strammer Wind durch das Treppenhaus weht – es ist doch eigentlich immer so, dass die Luft von unten nach oben zieht, oder nicht?«

Diese Frage wegschiebend und nicht mehr ernsthaft überrascht wirkend, was in dieser Welt alles nicht normal ist, tritt er auf die erste Stufe nach unten und versucht sich auf seinen Gang zu konzentrieren, denn mit der Fackel in der einen und der Leinentasche in der anderen Hand ist das Treppensteigen in dieser seltsamen Umgebung viel schwerer, als es sich Martin gedacht hätte. Drei Stockwerke muss er hinabgehen, um in jene Etage zu gelangen, in der er gearbeitet hat, und dann noch mal eine, um in jenes Stockwerk zu gelangen, in dem sich das Herz des MPA befindet: die Steuerungs- und Planungszentrale, die mit der Zentrale einer Weltraumkontrollstation in der Komplexität und im Ausmaß durchaus konkurrieren konnte.

Doch zunächst will Martin zu seinem Arbeitsplatz, um einige seiner Sachen zu holen – Persönliches und Nützliches – und tritt durch die Fluchttür auf den Gang, in dem sein Büro liegt. Wie bei seinem Entschwinden ist auch jetzt der Weg ein sehr kurzer; schnell ist er in sein Büro geschlüpft, nachdem er es mit seinem Schlüssel aufgeschlossen hat, der sich in seiner Hosentasche befindet und beim Beben nicht verlorengegangen ist. Trotz der Fackel versucht er, als die Türe offen steht, reflexartig das Licht per Schalter anzumachen, schaut sich dann im Zimmer im Schein der Fackel um, aber der Raum wirkt auf den ersten Blick, als wäre alles normal und nichts geschehen.

»Was wäre wohl mit mir passiert, wenn ich wie die anderen in meinem Team in meinem Büro anstatt auf dem Dach gewesen wäre?«, fragt er sich, doch noch erscheint ihm diese Frage als nicht so zentral, als dass er sie nicht unmittelbar nach dem Eintreten in den Raum wieder vergessen kann.

Martin sucht nach einigen persönlichen Dingen wie seinem Portemonnaie, das er in seinem Büro gelassen hatte, nimmt den Hörer seines Telefons ab und obwohl er nach wie vor hofft, dass er irgendeinen Menschen kontaktieren kann, hört er nichts – weder ein Frei- noch ein Besetztzeichen. Als wäre diese Welt vollständig stehengeblieben, ohne Strom, ohne fließendes Wasser, ohne Verbindung. Er schaut aus reiner Gewohnheit auf sein Handy, sieht, dass er auch hier kein Netz hat, und legt es auf seinen Schreibtisch, um es dort auch zu vergessen – irgendwelche Verbindungen scheinen für ihn in dieser Welt nicht mehr möglich. Sein Computer fährt ebenfalls nicht mehr hoch und die Uhr, die auf seinem Schreibtisch steht, zeigt keine Uhrzeit mehr an – als wäre die gesamte elektrische Energie des Planeten hinfortgenommen worden! Sein Portemonnaie findet Martin in einer Schublade, in der er es seltsamerweise aber nicht abgelegt hat – so glaubt er zumindest – und empfindet diesen Umstand als einen weiteren Hinweis, dass er entweder tot oder in einem seltsamen Traum gefangen ist, dies aber auf keinen Fall die Wirklichkeit sein kann. Er steckt das Portemonnaie, nachdem er den Inhalt überprüft und festgestellt hat, dass es unberührt scheint, in die Hosentasche und fährt mit dem Durchsuchen seines Schreibtisches weiter fort; er findet Wechselbatterien, probiert diese an der Uhr auf dem Schreibtisch aus, doch auch die neuen funktionieren nicht, sodass es für Martin keinen weiteren Sinn gibt, in seinem Büro zu bleiben, insbesondere, da die erste Fackel den Anschein macht, dass sie bald abgebrannt sein wird. Schnell hat er die Leinentasche zur Hand, entnimmt eine noch trockene Fackel, übergießt diese mit dem Lampenöl, zündet sie an und erstickt die niedergebrannte Fackel mit Tritten auf dem Fußboden, wobei ihm das schwarzgeränderte Loch im Teppichboden mehr als egal ist. Da er keinen Sinn darin sieht, auf dieser Etage die Büros seiner Arbeitskollegen zu durchsuchen, macht er sich ohne Umwege auf, über die Fluchttreppe in die unter ihm gelegene Etage zu gelangen – doch als er die Türe ins Treppenhaus öffnen will, sperrt sich diese und lässt sich nur mit einem starken Ruck öffnen; sogleich bemerkt Martin den starken Luftsog in das Treppenhaus hinein, ganz so, als ob darin ein starker Unterdruck vorgeherrscht hätte, was vorhin noch nicht so gewesen war. Zu allem Unglück wird durch den starken Luftsog die Fackel ausgeblasen, und Martin steht von einem auf den anderen Moment in vollkommener Finsternis in der Tür zwischen dem Treppenhaus und der Etage, auf der er sich noch befindet. Langsam tastend sucht er den Weg zurück in den Gang, hört, wie die Türe ins Treppenhaus mit einem beinahe saugenden Geräusch ins Schloss fällt, sucht in der Leinentasche nach einem Streichholz, entzündet es und atmet erleichtert auf, als die Fackel wieder brennt und er in den Gang hinuntersehen kann.

In den wenigen Momenten, in denen es stockduster gewesen war, hatte sich Martin vorgestellt, dass genau dies der Moment in einem Traum sein muss, in dem die Gespenster, Geister oder sonstige Schreckenskreaturen auftauchen, um dem Opfer einen Heidenschrecken einzujagen, wenn es die Lichtquelle neu entzündet – doch Martin kann aufatmen, denn nichts dergleichen ist passiert.

»Was nicht heißen muss, dass der Schrecken nicht eine Etage tiefer aufkreuzt und mich bisher nur hat zappeln lassen!«, denkt sich Martin, öffnet die Fluchttüre dieses Mal mit dem Wissen um den Unterdruck dahinter und ist mehr als erstaunt, als sich die Türe ohne Hindernisse öffnen lässt, da der vermutete Unterdruck nicht mehr vorhanden ist. Den Kopf über dieses Zwischenereignis schüttelnd, für das ihm keine logische Erklärung einfallen will, tritt er ins Treppenhaus, nimmt in gewohnter Sorgfalt die Stufen und gelangt in die Etage, in der der Kontrollraum des MPA liegt. Vor einem möglichen Unterdruck gewarnt, öffnet Martin die Fluchttür nur ein klein bisschen, ehe er weder einen Unterdruck noch einen dahinter wartenden Schrecken entdecken kann, öffnet die Türe ein bisschen weiter, überblickt den Gang, der sich anschließt, und sieht bereits die Eingangstüre zum Kontrollraum, die mit ihren weiten, doppelten Flügeltüren ohne weiteres die Pforte zu einem Vortragssaal in einer Universität sein könnte.

»Warum denke ich gerade jetzt an so etwas vollkommen Unsinniges?«, fragt sich Martin und geht verwundert Richtung Tür, sieht dabei immer mal wieder nach rechts und links, erreicht die Tür zum Kontrollraum, drückt die Klinke am rechten Flügel und erwartet einen mit Aberhunderten Lichtern und Kontrolllampen über und über blickenden Raum, mit riesigen Bildschirmen im Hintergrund, doch der Raum, der sich ihm darbietet, liegt ebenfalls in völliger Dunkelheit.

»Dass das Gehirn dem Menschen so seltsame Streiche spielt!«, wundert sich Martin, »natürlich liegt dieser Raum im Dunkeln!«, erklärt er sich selbst, doch seine innere Stimme hält dagegen: »Nicht unbedingt – wenn es sich um einen Traum handelt, kann es durchaus sein, dass...«

»Ich habe aber immer weniger das Gefühl, dass das ein Traum ist«, führt Martin das Zwiegespräch mit sich selbst weiter. »Gegen alle Erklärungen gibt es Für und Wider! Du wirst sicher nicht auf einem logischen Weg zu einer Erklärung gelangen!«

»Sicherlich hilft mir die Logik bei einer Traumwelt nur insoweit weiter, als dass ich verstehe, dass es sich um einen Traum handelt. Wie dieser in sich aufgebaut ist oder funktioniert, hat wiederum nichts mit Logik zu tun, sondern eher mit Erinnerungen, Phantasien, Enttäuschungen, Wünschen ... Unterhalte ich mich etwa gerade mit mir selbst?«

8. Kapitel

»Es ist einfach da! Unglaublich!«, staunt Martin und steht zur Salzsäule erstarrt im Eingangsbereich des Kontroll- und Steuerungssaals des MPA. Er hat es erst nach einigen Momenten entdeckt, als er den Lichtkegel seiner Fackel durch den Raum gedreht hat, um einen Eindruck von dem Zustand des Raumes zu bekommen, in den er direkt vor dem Beben durch den Anruf des Kollegen gerufen worden war, diesen aber niemals erreicht hatte.

»Meine Güte, es schwebt einfach im Raum, und zugleich wirkt es, als hätte es keine Bindung zu irgendetwas!«, denkt er sich und versucht, so weit wie möglich an der Wand zu bleiben, während er im Raum umhergeht, um das schwebende Ding von jeder Seite aus betrachten zu können.

»Schwarz, bis in sein Innerstes, nur an den Rändern kann man coronaartige Schattierungen in allen Lichtbestandteilen im Schwarz erkennen – nichts lässt es hindurch, kein Lichtstrahl, nichts wird zurückgeworfen, alles verliert sich im Kern dieses Schwarzen Loches, als würde das gesamte Sein, auch des Lichts, in das Schwarze Loch gekrümmt!«

Woher Martin weiß, dass es sich um ein schwarzes Loch handelt, ist ihm nicht ganz klar, »doch was soll es anderes sein?«, denkt er sich.

Dieses kleine Gebilde in der Größe eines Fußballs schwebt inmitten des Zimmers, in knappen einhundertfünfzig Zentimetern vom Boden, und bewegt oder verändert sich nicht, sondern ist einfach nur.

Unendlich viele Fragen stürmen auf Martin ein, die für den Moment zumindest alle unbeantwortet bleiben müssen – nur auf eine Frage scheint er jetzt direkt eine Antwort gefunden zu haben, denn die Frage, ob dies eine Welt sei, in der er als Toter alleine umherwandert, schließt er mit dieser Begegnung mit diesem Gebilde aus – obgleich er diese Variante immer als die wahrscheinlichste angesehen hat. Vielmehr spürt und glaubt er nun, dass dieses Schwarze Loch für die Veränderungen der Welt verantwortlich ist – wie es das auch immer vollbracht hat.

»Wenn es ein Traum ist, der mich erschrecken soll«, schlussfolgert er und lässt das schwebende Gebilde keine Sekunde aus den Augen, »dann ist es ihm gelungen! Aber wenn es die Wirklichkeit ist, dann...«

Weiter möchte Martin gar nicht denken, sondern konzentriert sich erneut auf das schwebende Ding.

»Aber wie kann ein Schwarzes Loch, das scheinbar stabil existiert und gar nicht mit seiner Umgebung interagiert, für diese Veränderung verantwortlich sein? Müsste es nicht alles mit seiner Gravitation in sich hineinziehen und damit größer und größer werden? Wenn ich mir vorstelle, wie die Stadt ausgesehen hat, dieser Verfall, als wären Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte seit einem wie auch gearteten Beben vergangen, dann ist mir nicht nur meine mögliche Existenz in diesem Raum ein Rätsel! Denn wo sind die anderen Menschen alle hin!?«

Martin befindet sich in einer Zwickmühle: Einerseits weiß er um die potentielle Gefahr eines Schwarzen Loches – denn wenn das alles kein Traum war, wer konnte anderes für den Verfall und die Veränderungen in der Welt verantwortlich sein? –, und andererseits will er wissen, ob dieses schwebende Ding tatsächlich ein Schwarzes Loch ist, worin die eigentliche Gefahr liegt und wie hoch sie einzuschätzen ist. Sich einfach zu sagen, dass man den Kern des Ganzen gefunden hat, um dann den Raum zu verlassen, liegt eindeutig nicht in Martins Sinn.

Martin lässt seinen Blick durch den Raum wandern und bemerkt, dass in der direkten Umgebung des Schwarzen Loches nichts mehr auf den Tischen steht – auch stehen keine Stühle davor. Es ist der reine, am Boden festgeschraubte Tisch, der übrigbleibt, während am Rande des Kontrollraums durchaus noch Computer auf den Tischen und Stühle davor stehen. Martin durchfährt plötzlich ein Gedanke, der ihn zunächst bis ins Mark erschreckt – doch dann siegt sein Interesse und er muss seinen Gedankengang ausprobieren, feststellen, ob er recht hat oder nicht. Den Raum mit einer neu angezündeten Fackel durchschreitend, nimmt er die Reste der ausgegangenen wieder auf, kontrolliert den Raum nach einer imaginären Linie und hat tatsächlich das Gefühl, dass es um das Schwarze Loch so etwas wie einen Radius gibt, in dem außer den Tischen nichts mehr existiert. Martin gibt sich einen Ruck, geht so nahe, wie er sich traut, an diese imaginäre Linie heran, holt mit der alten Fackel aus und wirft sie im hohen Bogen Richtung Schwarzes Loch, beobachtet dabei jede Bewegung und wird zugleich bestätigt und geängstigt, als er sieht, wie sich die Flugkurve wie bei einem starken Magneten verändert und die Fackel in das Schwarze Loch gesogen wird – und mit einem Mal ist die Fackel wie vom Erdboden verschwunden.

»Das kann doch jetzt nicht wahr sein!«, denkt sich Martin und geht vorsichtshalber ein paar Schritte zurück. »Wenn das Schwarze Loch die Fackel tatsächlich aufgenommen hat, dann...«

In diesem Augenblick, als er den Gedanken dazu hat, beginnen die Stühle und Computer, die eben noch direkt hinter der imaginären Linie standen, bedrohlich anzuwackeln. Dann geht alles sehr schnell – vier Stühle und sechs Computer von den Schreibtischen mitsamt Monitor und anderen Gerätschaften erheben sich wie von Geisterhand von ihren angestammten Plätzen und werden auf direktem Wege zum Schwarzen Loch gezogen, das einen nach dem anderen Gegenstand verschluckt.

»Das ist doch...«, will Martin staunend ansetzen, als er etwas viel Erschreckenderes erkennen muss – das Schwarze Loch beginnt sich minimal auszudehnen, wird größer und raumgreifender; schon wackeln die nächsten Stühle und Schreibtischutensilien, als Martin ein wachsendes Ziehen an seinem eigenen Körper verspürt – direkt aus der Richtung des Schwarzen Loches. Von Panik ergriffen, springt er nach hinten und achtet nicht darauf, wohin die brennende Fackel, die er in seiner Hand gehalten hat, fällt; diese schlägt mitten im Gang auf und rollt weiter, dabei legt das Feuer auf dem Teppichboden neue Brandherde, ehe die Fackel zum Liegen kommt.

Doch das alles interessiert Martin überhaupt nicht, denn was er soeben mitbekommt, ist das Ungeheuerliche eines wachsenden Schwarzen Loches, das immer mehr aus der Umgebung heranzieht und in sich verschluckt – und wie ein Mensch, der immer mehr Nahrung erhält, sich verbreitert, so wächst auch das Schwarze Loch stetig an. Martin starrt gebannt auf die Entwicklung und fühlt sich paralysiert; nur mit einer Portion Glück scheint er der mörderischen Anziehungskraft des Schwarzen Loches entkommen zu sein, doch er spürt auch, dass je länger er mit seiner Flucht

wartet, seine Lage umso schwieriger wird. Doch die Paralyse in seinem Geist ist zu stark; Martin ergibt sich wie das Kaninchen vor der Schlange und wäre vielleicht nicht mehr zu retten gewesen, als ihn der Gestank des brennenden Teppichs neben ihm wieder zur Raison bringt. Er rappelt sich auf, versucht gleichzeitig die herannahende Zone des Schwarzen Loches und das Feuer im Blick zu behalten, greift ins Halbdunkel nach seiner Tasche, wird hektisch und beginnt panisch voller Angstgefühle zu schreien. Da er seinen Blick nicht vom Schwarzen Loch und den Gegenständen abwenden kann, die es anzieht, verliert er bei der Suche nach seiner Tasche den Blick fürs Feuer und versengt sich die Hand am kokelnden Teppich, als er glaubt, die baumwollene Schlaufe der Tasche gefunden zu haben. Da er bereits aufgrund des Schwarzen Lochs panisch schreit, bewirkt der Schmerz das genaue Gegenteil und für einen Moment zwingt er sich, seinen Blick vom Treiben inmitten des Raumes zu nehmen, ist zugleich erschrocken und fasziniert, als er sieht, wie das Schwarze Loch auch die Feuerflammen anzieht, das Licht in seinen coronaartigen Lichtkreis zwingt, findet seine vom Feuer bisher unversehrte Tasche an einer Stelle, an der er niemals damit gerechnet hätte, richtet sich wieder auf und erschrickt bis ins Mark, als das Schwarze Loch beginnt, nun auch die Schreibtische aus der Verankerung zu lösen, was bei jedem herausgezogenen oder verbogenen Bolzen ein schrecklich-quietschendes Geräusch bewirkt, dass es ihm eiskalt den Rücken herunterläuft.

»Es wird immer größer und immer stärker! Ich muss hier schleunigst raus! Nur weg hier!«, feuert er sich selbst an und versucht, mehr Ruhe und Struktur in seine Handlungen zu bringen.

Martin läuft los, landet aber alsbald auf seinen Knien, strampelt sich einige Meter auf allen Vieren nach vorne, ehe es ihm gelingt aufzustehen, und als er versucht, den Ausgang zu erreichen, muss er dabei aber um einen Schreibtisch herum, der an der Außenwand steht, und nähert sich dabei gefährlich dem wachsenden Wirkungsbereich des Schwarzen Loches; er merkt, wie es beginnt, an seinem Arm zu ziehen, und ohne dass er etwas dagegen machen kann, hebt sich sein Arm an, als wäre keine Gravitation an dieser Stelle mehr vorhanden; Martin hat immer mehr Mühe, die Fackel, die er in eben jener Hand hält, mit seinen Fingern zu umklammern, er kämpft und muss dennoch immer mehr nachgeben, doch dann bemerkt er, dass er bald den für den Moment rettenden Gang erreicht hat. Er sammelt ein letztes Mal seine Kräfte, stemmt sich mit seinem ganzen Körper gegen die an seinem Arm ziehende Kraft und spürt, wie er loskommt, immer mehr, bis er schlussendlich nach vorne fällt, direkt auf sein Gesicht, doch es bleibt keine Zeit, über die aufkommenden Schmerzen nachzudenken; in Windeseile rappelt er sich zurück nach oben, bemerkt nebenbei, dass er die Fackel immer noch brennend und trotz des Sturzes noch in seiner Hand hält, rennt auf den Ausgang zu, muss sich zur Seite orientieren und läuft, gleichzeitig darauf achtend, dass die Fackel durch den starken Windzug nicht ausgeblasen wird, auf die Fluchttreppe zu, erreicht diese mit Mühe und Not, zieht an der Tür und steht unmittelbar danach im völligen Dunkeln, da die Fackel

mit einem Mal aus ist. Erneut ergreift die Panik seinen Körper; sie nährt sich aus einem Gemisch der Geräusche, die aus dem Kontrollraum zu ihm dringen, und der durch den im Treppenhaus herrschenden Kaminzug ausgeblasenen Fackel. Da Martin nicht weiß, was er mit der Panik in seinem Körper anfangen soll, beginnt er wieder zu schreien, was ihm dabei hilft, wenigstens die Geräusche aus dem Kontrollraum für einen Moment zu vergessen. Dem geistigen wie auch körperlichen Zusammenbruch nahe, knicken Martins Knie ein; langsam, mit der Stirn an der kalten Türe, gleitet er nach unten, dreht sich, bis er auf dem Boden sitzt, mit dem Rücken zur Wand, ganz so, als müsste er eine Trauer oder einen Schock bewältigen, obgleich es in dieser Situation um sein Leben geht!

»Soll mich das schwarze Loch doch verschlucken!«, konstatiert Martin plötzlich mutlos, als er sein Schreien unter Kontrolle bringt und einen klaren Gedanken fassen kann.

»Was ich da draußen in der Welt gesehen habe, da reizt mich das Weiterleben nicht! Und wenn das alles ein Traum sein soll, dann werde ich entweder mit dem Verschwinden im Schwarzen Loch aufwachen oder... – Ach, mir sollen alle Lösungen recht sein!«

Diese Resignation, gepaart mit der geistigen und körperlichen Erschöpfung, ist es, die Martin die Angst vergessen lässt, die er in den letzten Minuten als ständigen Begleiter gespürt hat; ihm gelingt es, sich so sehr zu entspannen, dass er an Ort und Stelle einschlafen kann – ohne Traum, nur schwarz, ohne Hoffnung, nur der erschöpfte Schlaf!

9. Kapitel

Das Erwachen fühlt sich seltsam an, vor allem, weil Martin seltsam verkrümmt mit dem Rücken an der Wand auf dem Boden gesessen hat, während sein Kopf zur Seite gefallen war und keinen richtigen Halt fand. Die Verspannungen, die Martin im Nacken- und Rückenbereich bemerkt, zwingen ihn beim Aufstehen, es langsam zu machen; zu schnelle Bewegungen werden umgehend mit stechenden Schmerzen bis in die Zehenspitzen oder in den Kopf bestraft. Als er die Augen öffnet, sieht er immer noch nichts außer dieser raumgreifenden Dunkelheit, was ihn zu der Annahme veranlasst, dass er immer noch im vierten Untergeschoss an der Fluchttüre sitzt, während das Schwarze Loch und das ausgebrochene Feuer in dem Raum gegenüber zum Stillstand gekommen sein müssen, denn nichts deutet darauf hin, dass etwas aus dem Raum zu ihm herausgedrungen ist.

»Würde mich nicht überraschen, wenn das Schwarze Loch das Feuer erstickt hätte und dann nicht mehr genug bewegliche Teile gefunden hätte, um aus dem Raum herauszuwachsen!«, resümiert Martin die Situation für sich.

Martin fühlt bedächtig nach seiner Tasche, entnimmt eine neue Fackel, muss sich sehr dabei konzentrieren, das Lampenöl über das Tuch zu schütten, und als es ihm endlich gelingt, das

Streichholz anzuzünden, findet er seine Vermutung bestätigt, denn im Gang ist keine Veränderung zu vorhin zu sehen. Langsam arbeitet er sich nach oben, öffnet dieses Mal die Klinke mit Bedacht, wundert sich wie zuvor schon einmal darüber, dass auch dieses Mal kein Unterdruck hinter der Türe auf Frischluftzufuhr wartet, tritt in das Treppenhaus hinein und missachtet seine Maßgabe von eben, indem er schnellstmöglich nach oben in das Erdgeschoss gelangen will.

Als er die Türe im richtigen Stockwerk endlich aufstößt und das Tageslicht wahrnimmt, das durch die obere Fensterreihe in den langen Gang fällt, ist es ihm, als wäre er aus der Dunkelheit des Tartarus in den leuchtenden Himmel eingezogen. Schwankend vor Glück taumelt er Richtung Empfangstresen und lässt sich in den Stuhl fallen, der mit ihm noch einige Zentimeter über den Boden Richtung Rückwand rollt, ehe er den Schwung verliert.

»Was nun?«, fragt er sich, insbesondere da nach der ganzen Anspannung der Hunger zurückkehrt, und er sich daran erinnert, wie ihm einfiel, dass er eventuell irgendwelche Insekten oder Käfer essen müsse.

Aber noch viel schlimmer als der Hunger ist in diesem Moment der Durst, der sich während des Schlafs noch weitaus verstärkt hat; es fühlt sich an, als wäre seine Zunge an seinen Gaumen geklebt worden.

»Wie lange habe ich überhaupt geschlafen?«, fragt sich Martin und versucht anhand des Sonnenstandes ungefähr zu ermitteln, welche Tageszeit gerade ist, und als er bemerkt, dass die Sonne entweder gerade aufgegangen oder im Begriff ist, unterzugehen, fröstelt ihn der Gedanke an eine Nacht in diesem Gebäude, mit dem Schwarzen Loch im Keller und ohne Essen und Trinken weit und breit!

Von der resignativen Aufgabe seines Lebens ist nun nichts mehr übriggeblieben, die Not seiner körperlichen Bedürfnisse hat ihn eingeholt und quält ihn umso mehr, als dass er keine schnelle Möglichkeit sieht, dem Hunger und Durst zu begegnen. Da es draußen auch nicht nach Regen aussieht, bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich irgendwoher Wasser zu besorgen, um wenigstens den in seinem Körper brennenden Durst zu besiegen.

»Der Park!«, schießt ihm durch den Kopf. »Bestimmt gibt es im Park einen Bach oder einen Teich oder irgendetwas anderes, was mit Wasser gefüllt ist! Warum bin ich darauf nicht schon vorher gekommen?!«

Schnell ist er aufgesprungen, wuchtet sich durch die milchige Eingangstüre und rennt über den Platz um das groß angelegte Gebäude herum; im Augenwinkel bemerkt er, dass im Gegensatz zu vorhin keine Sonne mehr am Himmel steht, was bedeutet, dass es wohl Abend sein muss. Doch darüber will er sich jetzt keine Gedanken machen, nimmt die Beine in die Hand, missachtet erneut seine eigene Vorgabe und läuft so lange, bis er außer Atem ist und nun gezwungenermaßen langsam machen muss, obwohl er erst am Ende der Vorderseite des Gebäudes angekommen ist. Bisher ist

er unvorsichtig gewesen, ist, ohne sich umzuschauen, nach draußen gelaufen, obgleich er diese veränderte Welt nicht einschätzen kann, der er inzwischen einen gewissen realen Status nicht mehr abzusprechen vermag. Doch als er am Ende des Gebäudes ankommt, spricht die Vernunft zu ihm, sodass er sich an die Kante anschleicht, um die Ecke lugt, den Kopf direkt wieder zurückzieht, die Luft als sauber ansieht und wieder mit vollem Tempo losläuft, um nach wenigen Metern erneut außer Puste zu sein. Der Schnellschritt, mit dem er anschließend versucht, die Geschwindigkeit möglichst hochzuhalten, führt dazu, dass er Schmerzen in den Beinen hat, vor allem in den Schienbeinen, die für diese Art des Gewaltmarsches nicht ausreichend mit Muskelmasse bestückt sind – doch all das hält Martin nicht davon ab, auf Wasser im Park zu hoffen – diese Hoffnung ist es, die ihm hilft, die Schmerzen zu ertragen.

»Das Gebäude ist ja unglaublich lang!«, schnauft er und muss kurz anhalten, um seiner Lunge, aber vor allem seinen Muskeln einen Augenblick Ruhe zu gönnen, auch wenn ihm sein Verstand sagt, dass er früher im Sportunterricht immer gesagt bekommen hat, dass er bei muskulären Problemen wenigstens weitergehen solle; doch was zählt schon, was man früher einmal in der Schule gehört hat? Natürlich hat der ehemalige Sportlehrer recht, denn so sehr entspannend das Stehen für den Moment ist, desto anstrengender und schmerzhafter ist auch das Weitergehen.

Als Martin an der folgenden Ecke dasselbe Schauspiel des Um-die-Ecke-Schauens und des Zurückziehens des Kopfes vollzieht, sieht er bereits mit dem ersten Blick, dass es, sollte es im Park Wasser geben, eine längere Suche geben würde. Zunächst ist nichts zu sehen, als er um die Ecke tritt, außer einer weit ausgedehnten Terrasse, an die er sich jetzt erinnert, denn es ist jene, die sich an den hinteren Teil der weitläufigen Kantine anschließt.

»Wie dämlich du doch bist!«, tadelt er sich selbst. »Hättest du vorher mal nachgedacht und wärest direkt durch die Kantine gegangen! Aber das fällt einem auch erst ein, wenn man den Schaden schon hat! Egal, gelaufen – aber wo finde ich jetzt das Wasser? Wenn es denn überhaupt welches gibt!«

Seine Suche wird hektisch und bleibt ohne Plan; gerade als Martin um eine Baumgruppe herumläuft und auf eine große Wiese hinausschaut, aber nirgendwo Wasser sieht, ist es ihm, als würde mit dieser Erkenntnis auch die letzte Hoffnung in ihm sterben.

»Das kann doch nicht sein! So ein riesiges Areal muss doch irgendwo eine Wasserquelle haben! Ich kann doch nicht danach buddeln! Oder doch?«, fragt er sich, schaut auf den Boden hinab und rennt jedoch sogleich weiter in die vor ihm liegende Wiese hinein, denn er hat in der heraufziehenden Dämmerung etwas gesehen, das ihn an eine flatternde Fahne einer Golfstange erinnert.

»Ist nicht hinter der Parklandschaft ein Golfplatz angelegt worden?«, versucht sich Martin zu erinnern, und hofft inständig, dass es dort ein Wasserelement gibt, in das er hineinspringen kann. Bisher hat Martin kaum Zeit gehabt, das für diese Jahreszeit normale abendliche Wetter zu

bemerken, doch jetzt merkt er mit jedem Schritt in der schwül-gewittrigen Abendluft, dass das Laufen mit jeder Minute anstrengender und schweißtreibender wird. Doch dann sieht er seine Erlösung – das vermutete und erhoffte Wasserelement auf dem Golfplatz, dessen Fahnen wie Zeichen einer längst vergangenen Zeit im Wind flattern – das an den meisten Stangen die Fahnen fehlen und im Grunde nur an zweien von achtzehn noch eine verwitterte Fahne weht, sieht Martin nicht, sondern er nimmt vollen Anlauf und springt mit einem lang gestreckten Kopfsprung ins Wasser, taucht in das herrliche Nass ein und wartet, bis er wieder an der Oberfläche ist, ehe er vom Wasser trinkt. Das Wasser ist aufgrund der Sonneneinstrahlung nicht gerade kalt, doch bei einem solchen Durst, den Martin zuvor noch nie in seinem Leben verspürt hat, ist das alles andere als wichtig. Erst jetzt bemerkt er seine Übereiltheit, denn kaum ist er im Wasser und hat davon getrunken, spürt er, wie sich seine Kleidungsstücke vollgesogen haben und versuchen, ihn nach unten zu ziehen. Mit kräftigen Schwimmszügen, die beinahe über seine Kraftreserven hinausgehen, kommt er wohlbehalten an das Ufer dieses kleinen, künstlich angelegten Teiches und zieht sich an den steinigen Rand, legt sich auf den Rücken und atmet das erste Mal seit seinem Entkommen aus dem Fahrstuhl so richtig befreit auf. Die nassen Klamotten sind am Land nicht mehr hinderlich, ganz im Gegenteil, zusammen mit dem sanften Wind sind sie eine angenehme Abkühlung. Mit einem Mal spürt Martin weder seine Angst noch seinen Hunger; die Last der Entdeckungen ist von ihm abgefallen und nach den ganzen Anstrengungen des Tages fühlt er sich ausgelaugt und mit jedem Atemzug müder und müder, bis er seine Augen schließt und so sanft einschläft, als wäre mit der Welt alles in Ordnung.

10. Kapitel

Zum Glück regnet und gewittert es in dieser Nacht nicht, sodass die heraufgezogenen Wolken am Himmel dafür sorgen, dass es in der Nacht nicht allzu kühl wird; dennoch wacht Martin am frühen Morgen zitternd auf, rappelt sich auf die Beine und geht langsam im zurückweichenden Dunkel der Nacht in das Gebäude, da dies für ihn der einzige Platz zu sein scheint, an dem er trotz der potentiellen Bedrohung aus der Tiefe vor dem Wetter geschützt bis in den Morgen warten kann. An ein Einschlafen ist nicht mehr zu denken, aber Martin ist bereits froh, dass er im Abstellraum eine ganze Reihe Handtücher findet, mit denen er eine Unterlage erschafft, auf die er sich ausstrecken kann, während er auf die Sonne und den neuen Tag wartet.

»Was wohl aus meinen Eltern geworden ist?«, fragt er sich, als er vor dem Haupteingang in der Eingangshalle liegt und auf das milchige Glas blickt, das ihm den Blick nach draußen nimmt; doch auch so weiß Martin, welch grausiges Bild sich dahinter verbirgt, denn das Bild der verfallenen Stadt hat sich so sehr in sein Gehirn eingebrannt wie kein anderes jemals zuvor. Die Hoffnung auf ein Überleben seiner Eltern in dieser Welt, von der er zwar weiterhin hofft, dass es eine Traumwelt

ist, hat ihn bereits zu verlassen begonnen, denn bisher war er seit dem Erwachen im Fahrstuhl weder auf einen lebenden noch auf einen toten Menschen getroffen und trotz der Risse im Gebäude und den an manchen Stellen heruntergebröckelten Wänden hatte er nicht ein einziges Anzeichen menschlichen Lebens gesehen – kein Blut, keine abgeschabte Haut, keine Knochen, rein gar nichts.

»Als hätte es in dieser Welt niemals Menschen gegeben!«, schlussfolgert er und döst dann doch ein. Mit der durch das Milchglas gebrochenen Sonne im Gesicht wacht er auf, stemmt sich nach oben, fragt sich kurz, ob er in diesem Gebäude noch etwas suchen soll, erinnert sich dann an den angelegten Teich auf dem Golfplatz, geht in die Kantine, besorgt sich einige Flaschen, die er gestern fand und die seltsamerweise alle leer sind, tritt dieses Mal direkt durch den Terrassenbereich in den Parkgarten, geht zum Wasser und füllt sich mehrere Flaschen voll.

»Wenigstens habe ich genug zu trinken!«, sagt er aufmunternd zu sich selbst. »Doch was zu essen wäre auch nicht schlecht! Aber noch bin ich einfach nicht verzweifelt genug, um mir irgendwelche Insekten in den Mund zu schieben!«

Martin sammelt seine Flaschen auf, hat Mühe, sie alle gleichzeitig zu tragen, ehe er herausfindet, dass er je eine mit dem Hals zwischen zwei Finger klemmen kann, und so transportiert er die sechs vollen Flaschen zunächst recht mühelos, dann mit immer mehr Problemen und Schmerzen in den Fingern zum Gebäude zurück, geht durch die Kantine und verstaut dort drei Flaschen gut geschützt in einem Kasten, auf den er einen leeren stellt.

»Sicher ist sicher!«, sagt er sich, obwohl er bisher keinen einzigen Menschen angetroffen hat und es nicht den Anschein hat, als würde der angelegte Teich auf dem Golfplatz austrocknen. Mit den restlichen drei Flaschen macht er sich auf den Weg zu seiner Tasche, legt die Flaschen und zwei Handtücher hinein, auf denen er geschlafen hat, schultert diese und tritt aus dem Gebäude auf den Vorplatz.

Auch an diesem Tag, in der aufgehenden Sonne, sieht die Stadt kein bisschen besser aus – ganz im Gegenteil, Martin hat vielmehr das Gefühl, dass sie im Halbdunkel des zurückgehenden Morgens noch viel verfallener aussieht als am Tag zuvor.

»Es ist, als ob sich die Zeit um ein Vielfaches beschleunigt hat und eine Nacht so lange ist wie ein ganzes Jahrzehnt!«, vermutet er und marschiert los in Richtung Stadt.

Da er keine Ahnung hat, was ihn in der Stadt erwartet und wohin er überhaupt gehen soll, entscheidet er sich, zunächst in Richtung seines alten Elternhauses zu gehen, um den Verfallgrad festzustellen, ehe er auf die Suche nach etwas Essbarem gehen will.

Als er die ersten Häuser erreicht, dort, wo die Ecke ist, hinter der man auf dem Hinweg aus der Stadt das erste Mal auf die Front des MPA-Gebäudes schauen kann, bestätigt sich seine Vermutung: Die Häuser sind in einem denkbar schlechten Zustand, sie wirken, als hätten sie eine

Brandkatastrophe, ein mittleres Erdbeben und eine Sintflut nacheinander überstanden und danach noch einhundert Jahre einsam vor sich hingerottet. Martin bleibt stehen und betrachtet die Häuser, sucht in den Fensteraussparungen nach irgendwelchen Zeichen menschlichen Lebens, doch rein gar nichts deutet darauf hin; überall dort, wo sich noch heile Fenster in den Vierecken befinden, ist es schwarz dahinter, genauso schwarz wie in den Vierecken, in denen die Fenster entweder zerborsten oder vollständig verlorengegangen sind.

»So stelle ich mir eine Stadt nach einem Atomschlag vor!«, äußert er seine Bedenken und erinnert sich an die Bilder jener Städte, die zu Testzwecken mit Atombomben beworfen worden waren – doch wie viele Jahre liegt das schon zurück? Martin ist sich unsicher, was das aktuelle Jahr angeht; bisher hat er angenommen, dass zwischen dem Beben, seiner tiefen Ohnmacht im Fahrstuhl und seinem Erwachen nur maximal ein oder zwei Tage liegen konnten, doch diese verfallenen Häuser passen überhaupt nicht in diese Theorie, die auch ansonsten genauso viele Für wie Wider zu haben scheint. Auch kann er in keinem der Häuser irgendeine Bewegung ausmachen, die sonst auch nach Katastrophen überlebenden Menschen und die herumstreunenden und nach Futter suchenden Tiere gibt es nicht – als wäre die ganze Welt ausgestorben, zumindest, was die Säugetiere angeht. Er geht weiter die Straße hinab und betrachtet die Häuser; eine wirkliche Angst hat er in diesem Augenblick nicht, nur ein beklemmendes Gefühl, dass er sich nicht sicher sein kann, dass sich nicht doch noch irgendwo Menschen verstecken, die ihn angreifen könnten, weil er wie ein unvorsichtiges Opfer alleine herumstreift. Doch nur der Wind bewegt sich in dieser Stadt; zu beiden Seiten ragen die verfallenen Gebäude in den Himmel und ab und an klappert eine Türe, die nicht vollständig verschlossen ist, und hinter jedem Erdgeschossfenster, in das Martin blickt, sieht er die gähnende Leere des Nichts – als wären die Häuser extra ausgeräumt worden – selbst die Tapeten scheinen von den Wänden säuberlich und vor allem vollständig abgerissen worden zu sein. In diesem Moment schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf, der es ihm umgehend kalt den Rücken hinunterlaufen lässt.

»Wenn ich daran denke, wie das Schwarze Loch sich einen Stuhl und Computer nach dem anderen geschnappt hat, aber den Tisch, der am Boden festgeschraubt war, erst, als es stark genug war – vielleicht sind auch in dieser Stadt Schwarze Löcher gewesen, die sich von den beweglichen Teilen – und auch Menschen – genährt haben, bis sie nichts mehr gefunden haben und... Nein, das ist Quatsch! Schwarze Löcher denken nicht! Aber vielleicht...«, denkt Martin kurz nach, »aber vielleicht existieren Schwarze Löcher auch nur eine begrenzte Zeit und schrumpfen wieder, wenn sie keine neue Nahrung finden – oder sie fressen sich gegenseitig! Meine Güte! Jetzt denke ich schon, dass es sich bei Schwarzen Löchern um irgendwelche raubtierähnlichen Gebilde handelt, die sich ernähren müssten. Wenn das hier alles die Schuld von Schwarzen Löchern ist... – warum haben die Menschen sie überhaupt entdecken wollen? Und warum mussten sie unbedingt Schwarze

Löcher erschaffen, bevor sie nicht genau wussten, welche Gefahren davon ausgehen? Warum... Und warum stehen die Häuser noch Stein für Stein übereinander?»

Martin spürt, dass diese Fragen, die in ihm aufkommen, dazu beitragen, die allumfassende Verzweiflung in ihm zurückkehren zu lassen, die ihn am Vortag dazu verleitet hat, sein Leben freiwillig aufzugeben und von der er ahnt, dass er gegen sie machtlos ist, wenn sie ihn überkommt. Zwar geht er weiter die Straße hinab, doch mit jedem Blick in eines der verlassenen Gebäude wächst diese Verzweiflung, aber auch eine neue, bisher nicht vorhandene Wut, falls diese Welt sich am Ende doch als die wirkliche herausstellen sollte. Wie er zu der Straße findet, in der er vor dem Beben mit seinen Eltern gewohnt hat, weiß Martin nicht, doch wie früher ist er einfach aus seiner Erinnerung den Weg gegangen, während er anderen Gedanken nachhing. In diesem Teil der Stadt stehen Einzelhäuser mit Vorgärten, keine eng an eng stehenden Mehrfamilienhäuser, und die Häuser in dieser Straße sehen zwar nicht ganz so verfallen aus wie jene, die er direkt in der Nähe des MPA gesehen hat, doch auch das Haus seiner Eltern wirkt, als hätte die Zeit fünfzig Jahre gehabt, um ohne Gegenwehr der Menschen an der Bausubstanz zu nagen.

Martin steht vor dem Zaun, dessen Latten allesamt verfault sind, und wagt sich nicht, diese Barriere zu übertreten; zu groß ist der Schmerz, den er bei dem Gedanken daran empfindet, dass seine Eltern wahrscheinlich nicht mehr sind.

»Wie sie wohl gestorben sind?«, fragt er sich, und »was ihnen wohl passiert ist? Mussten sie leiden oder haben sie nichts davon mitbekommen? Gibt es sie vielleicht noch und ich bin derjenige, dem etwas zugestoßen ist?«

In dieser Position verharrt Martin mehrere Minuten, regungslos blickt er zum Haus, in dem er noch vor gefühlten zwei Tagen jeden Tag geschlafen hat, und dennoch sieht er es nicht; er ist ganz in seinen Erinnerungen und Gedanken an die Zeit mit seinen Eltern versunken. Erneut ist es ihm, als würde in seinem Kopf ein Film ablaufen, der vor seinem inneren Auge wie auf einer Kinoleinwand gezeigt wird, der Film seines Lebens als Endstation vor dem endgültigen Tod; als der Film zu dem Tag kommt, an dem das Beben war, wacht er aus dem tranceähnlichen Zustand auf und braucht einige Momente, ehe er versteht, wo er sich gerade befindet. Eine neue, seltsame und ihm bisher nicht bekannte Leere erfüllt sein Innerstes, und langsam blickt er sich nach allen Seiten um, dreht seine Füße und mit ihnen seinen Körper, schaut sich um und fragt sich erneut, warum er überhaupt noch lebt und welchen Wert sein Überleben hat, als er einen chromfarbenen Briefkasten erblickt, in dem sich soeben die Sonne spiegelt und ihn blendet.

Dieser Briefkasten ist einer der wenigen, wenn nicht sogar der einzige Gegenstand, den er bisher in der Stadt entdeckt hat, der nicht verfallen wirkt; er ist von der Machart wie die amerikanischen, die zu Dutzenden an Hauptverkehrsknoten stehen, da die Häuser, zu denen die Briefkästen gehören, oft Meilen entfernt stehen. Martin geht auf den Briefkasten zu und glaubt kaum, was er

sieht, denn dieser Briefkasten ist makellos – keine einzige Stelle, an der er abgenutzt wirkt, und selbst der Pfahl, auf dem er thront, wirkt, als hätte ihn eben ein Mensch in die Erde getrieben. Er betrachtet das Haus dahinter – es wirkt wie das Haus seiner Eltern, unbewohnt und verfallen, doch dieser Briefkasten lässt ihm keine Ruhe...

»Wenn ich es nicht besser wüsste, dass diese Welt keine Traumwelt sein kann, dann wüsste ich, dass dieser Briefkasten in einer Traumwelt eine Botschaft ist, ein Wegweiser, der so auffällig ist, dass er mir helfen soll, die Geschichte, in der ich mich im Traum verstrickt sehe, aufzulösen! Aber wenn dies kein Traum ist, wovon ich nach wie vor ausgehe – wie kann es dann sein, dass dieser Briefkasten nicht einen einzigen Makel an sich trägt? Ob er überhaupt jemals so perfekt aus der Produktion gekommen ist, wage ich fast zu bezweifeln!«

Martin spürt, dass er auf einige seiner Fragen noch keine Antworten erhalten kann, wenn er sie überhaupt jemals erhalten wird. Was er aber in diesem Moment machen kann, um mehr über diesen mysteriösen Briefkasten herauszufinden, ist, ihn zu öffnen, doch zugleich hat er auch Angst davor, etwas zu entdecken, was ihm auch die letzte Hoffnung rauben könnte. Aber andererseits...

Das verchromte Metall fühlt sich kalt an, als er es anfasst, so kalt, dass er beinahe seine Hand vor Schrecken zurückzieht, doch dann hat er die kleine Metallasche gepackt und öffnet den Briefkasten – und tatsächlich befindet sich im Innern mindestens eine Zeitung. Martin greift hinein und entnimmt den Inhalt; in diesem Moment blickt er sich nach allen Seiten um, da er sich fühlt, als wäre er ein Dieb, der einem Fremden die Post stiehlt, doch als er das leere, verlassene und heruntergekommene Haus dahinter sieht, zu dem der Briefkasten gehört, wird ihm schnell wieder klar, dass er kein Dieb sein kann, wenn es keinen Bestohlenen mehr gibt. Und dennoch fühlt er sich mulmig, als er die Post durchsieht; zunächst ein Werbebrief ohne Anschrift, dann eine ganze Mappe an Werbebriefchen, die von jedem Geschäft in der Nähe zu sein scheinen, das es vormals gegeben hat, die Zeitung und ein Brief mit einer Adresse. Martin liest den Empfängernamen, doch dieser sagt ihm nichts; obwohl er mit seinen Eltern in derselben Straße gewohnt hat, griff auch bei diesem Menschen die Anonymität der Großstadt, die den Menschen erlaubt, rein gar nichts von den Nachbarn wissen zu müssen. Martin legt die Werbeblätter und die zwei Briefe pietätvoll zurück in den Briefkasten, verschließt diesen artig und nimmt sich die Zeitung vor, auf deren Titelblatt eine Person dargestellt ist, die er sogar kennt. Seine Augen wandern direkt zu dem Erscheinungsdatum der Ausgabe und als er es sieht, gefriert sein Blut.

»Das kann nicht wahr sein!«, platzt es aus Martin hervor. »Diese Zeitung! Diese Zeitung ist...!« Auch wenn er es versucht, kann er es kaum in Worte fassen, was er soeben gelesen hat.

»Gestern! Vorgestern! Wann?! Die Zeitung ist von gestern, vom Tag des Bebens, vom Tag des...«, stammelt Martin.

Er muss sich setzen und sucht sich daher die Treppenstufen des Hauses, in dessen Vorgarten er soeben ist. Langsam setzt er sich hin, wie entgeistert auf die Zeitung starrend und doch durch sie hindurchblickend.

»Wenn die Zeitung von dem Tag des Bebens ist«, sagt er tranceartig zu sich selbst, »dann kann heute nicht sehr weit von diesem Tag des Bebens entfernt liegen. Das würde auch den Zustand des Briefkastens erklären! Aber warum sehen alle Häuser aus, als wären sie bereits seit mindestens mehreren Jahrzehnten verlassen und sind so verfallen, als ob ein Feuersturm, ein Orkan und eine Sintflut gleichzeitig hier hindurchgefegt wären?«

»Du weißt die Antwort!«, sagt eine innere Stimme zu Martin und er merkt, dass sie recht hat. Natürlich weiß er, dass es etwas mit den Schwarzen Löchern zu tun hat, natürlich hat er gesehen, was das Schwarze Loch im Keller des MPA mit den Gegenständen in der eigenen Reichweite anstellt, und natürlich weiß er auch, was wohl mit den Häusern, den darin Lebenden und allen anderen Gegenständen geschehen ist, doch wessen Geist will schon so einfach wahrhaben, dass die eigenen Eltern unter den ganzen Opfern sind, wer möchte so leicht die Hoffnung begraben, sie eines Tages wiederzusehen?

»Sie sind weder gewarnt worden noch konnten sie überhaupt eine Ahnung haben, was ihnen bevorstand«, erkennt Martin, als er von der Treppe des Hauses mit dem Briefkasten zu dem Haus blickt, in dem er mit seinen Eltern gewohnt hat. »Aber wer weiß – wenn die ganze Welt so aussieht...!«

Weiter will Martin gar nicht denken, denn die Konsequenz daraus ist eine, von der er weiß, dass er an ihr zerbrechen würde. In der warmen Morgensonne sitzend, die ihm direkt von vorne aufs Gesicht scheint, und mit der Erkenntnis, dass irgendetwas mit der Welt passiert sein muss, was niemand wieder rückgängig machen kann, ist Martin an einem Punkt angelangt, an dem er auch nicht mehr weiter will. Sein Körper sträubt sich gegen ein Weitergehen und die Tränen fließen ihm heiß über die Wangen – denn vor wem soll er seine Tränen verbergen? Mit der Schulter an die Kante des Eingangsbereiches gelehnt weint Martin, bis ihm die Tränen versiegen. Sein ganzer Körper fühlt sich nach Aufgabe an, und wenn ihn nicht das Gefühl des Hungers beständig daran erinnern würde, dass er noch lebt, würde Martin in diesem Augenblick den Tod liebend gern willkommen heißen.

»Was ist das Leben noch wert, wenn man der einzige Mensch auf Erden ist?«, ist die eine Frage, auf die er keine Antwort zu finden vermag.

11. Kapitel

Eine leinwandbreite Lethargie hat ihn erfasst und obgleich das Weinen aufgehört hat, fehlt Martin jedweder Antrieb, überhaupt nur aufzustehen, als sich etwas in seinem Augenwinkel bewegt.

Zunächst ist Martin aufgrund der plötzlichen Veränderung eher verwirrt als ernsthaft überrascht, doch dann nimmt er aus dem gleichen Augenwinkel erneut eine Bewegung zur Kenntnis, die in dieser Straße, in der sich seit seiner Ankunft rein gar nichts bewegt hat, ungewöhnlich erscheint. Als Martin jedoch seinen Kopf in die Richtung bewegt und seinen Blick auf die Stellen fixiert, wo er meint, die Bewegungen gesehen zu haben, liegt alles in völliger Ruhe vor ihm; nicht mal das laue Lüftchen, das den ganzen Morgen bisher geweht hat, bewegt sich durch die Weite der Straße.

»Doch, da ist etwas!«, ist er überzeugt und schaut angestrengt die Straße hinab, in der sich aber nichts mehr regt. »Ich kann mich vielleicht einmal irren oder auf einen Streich meines Gehirns reinfallen, aber gleich zweimal?«

Sofort ist die Traurigkeit und Niedergeschlagenheit in Martins Körper vergessen; vielmehr haben sich alle Härchen auf seinen Armen aufgestellt und flimmern um die Wette.

»Vielleicht war es ein Tier?«, denkt sich Martin, was bedeuten würde, dass er eine Gelegenheit bekommen könnte, sich etwas Essbares zu verschaffen – dass er noch niemals in seinem Leben gejagt hat, ist für ihn in diesem Moment kein Thema, da sich sein Überlebenstrieb meldet. Einer anschleichenden Katze ähnlich sehend, steht er auf und macht sich langsam, ohne allzu große Hast, auf die Suche nach der Bewegung; dabei hält er sich in den Vorgärten auf und versucht, mögliche Hindernisse als Sichtschutz zu nutzen – einerseits, um die Möglichkeit zu behalten, bei einem Angriff in Deckung zu gehen, und andererseits denkt er sich, dass ihn ein potentiell Opfer so viel später sehen würde. Zum Glück für Martin sind die Vorgärten in dieser Gegend ziemlich ausgedehnt und die Häuser stehen sehr weit auseinander, sodass er immer wieder in den Vorgärten die Möglichkeit findet, sich niederzukauern, um den Ort zu beobachten, an dem er die Bewegung gesehen hat. Als er an einen Baum kommt, dessen Äste fast bis zum Boden reichen und auf doppelter Kopfhöhe die Aufsplitterung der Äste eine gute Aussicht bietet, klettert Martin behände die wenigen Meter nach oben und positioniert sich in der Verästelung wie ein Jäger, der sein Opfer aus sicherer Distanz beobachtet. In diesem Geäst bleibt er einige Zeit sitzen, ohne etwas Neues zu sehen, doch gerade als er sich entscheidet, einen Schluck Wasser zu trinken und die Flasche an seinen Mund setzt, sieht er etwas am Flaschenhals vorbei, das sich eindeutig am Ende der Straße bewegt.

»Da ist auf jeden Fall etwas!«, weiß Martin jetzt, und er stellt sich die Frage, wie er am besten zu dieser Stelle kommt, ohne dass sein Anschleichen bemerkt wird.

»Da! Schon wieder!«, schreit es durch seinen Kopf, als er die Bewegung ein zweites Mal sieht; dieses Mal jedoch ist sein Blick bereits auf diesen Punkt gerichtet, sodass er einwandfrei feststellen kann, dass es sich um einen Schatten handelt, der sich an einem verfallenen Bretterzaun auf und ab bewegt. Eine weitere Bewegung lässt Martin aufhorchen und sich fragen, ob es vielleicht einen Algorithmus hinter den Bewegungen gibt, die ihn vielleicht zu etwas verleiten sollen.

»Bin ich vielleicht beim Klettern auf den Baum entdeckt worden und soll jetzt angelockt werden?«, zweifelt Martin, doch dann sagt er sich, dass dieser Gedanke wohl unwahrscheinlich sei. Indem er vom Baum runterklettert und gleichzeitig dabei versucht, den Ort, an dem er die Schatten gesehen hat, nicht aus dem Auge zu verlieren, knickt er, als er sich auf die Erde fallen lässt, mit seinem Knöchel um – eine hervorstehende Wurzel übersehend, führt zu diesem Missgeschick. Um den Schmerz, der durch seinen Knöchel wie ein heißes Messer sticht, nicht zu einem lauten Aufschrei werden zu lassen, lässt sich Martin auf den Hosenboden fallen, greift nach seinem Knöchel und beeilt sich, Schuhe und Socken auszuziehen, um nachzusehen, ob der Knöchel anschwillt. Einmal in seinem Leben bisher hatte er sich den Knöchel so sehr verstaucht, dass der Arzt im Krankenhaus vermutete, dass der Knöchel sogar gebrochen sei; doch dann schwoll der Knöchel nur an und war nicht gebrochen – dennoch musste Martin zweieinhalb Wochen lang einen Verband tragen.

»Hoffentlich passiert mir das jetzt nicht schon wieder!«, bangt er und schaut gebannt auf seinen Knöchel, betastet die Haut drumherum und muss feststellen, dass ihm das Drücken auf eine Zone zwar große Schmerzen zufügt, aber nichts gebrochen oder verstaucht zu sein scheint. Langsam versucht er aufzustehen und stützt sich dabei am Baumstamm ab; er merkt, wie ein taubes Gefühl in seinem Knöchel vorherrscht, doch das Wichtigste, das Belasten des Beines, ist gegeben, sodass er durchatmet und mit kleinen Schritten beginnt, die alte Bewegungsfähigkeit wiederzuerlangen.

Anstatt dem Schatten nachzujagen, wie er es eigentlich vorgehabt hat, geht er nun um das zerfallene Haus herum, an einem verrotteten Seitenzaun vorbei, der die Grenze zum Nachbargrundstück markiert, und erreicht den Hinterhof, in dem eine baufällige Hütte steht, in der wiederum wahrscheinlich Gartengeräte und andere Utensilien gelagert wurden. Martin geht auf diesen Schuppen zu, greift nach der Türe und wackelt kurz an ihr, immer bereit, einige Schritte zurückzuspringen, falls diese Bretterbude in sich zusammenbrechen würde; aber sie scheint zu halten und daher tritt Martin in das Dunkel des Innenraums, riecht die Vermoderung und das Alter des Bretterschlags, doch auch in diesem Raum ist nichts mehr vorhanden.

»Es ist doch sehr verwunderlich, dass nichts mehr vorhanden ist außer den äußeren Gebäudestrukturen!«, sagt sich Martin, als ihm der Briefkasten einfällt.

»Aber was ist mit dem Briefkasten? Warum hat dieser die Veränderungen ohne Schaden überstanden? An der Zusammensetzung des Metalls kann es kaum liegen, denn was vor allem auch in diesen Straßen fehlt, sind Autos! Ich habe noch kein einziges Auto gesehen! Dass mir das bisher noch nicht klar geworden ist! Im Grunde gibt es in dieser Stadt nur noch leerstehende, scheinbar ausgebrannte Häuser, die irgendwie ein seltsames Zeugnis einer älteren Zeit sind, als wären sie niemals bewohnt gewesen!«

Ihm kommen erneut die Gedanken von den Geisterstädten in den amerikanischen Wüsten in den Kopf, die für Atomwaffentests genutzt wurden; und erneut schaudert es ihn, als er darüber

nachdenkt, denn ganz gleich, was hier geschehen ist, ist auch seinen Eltern widerfahren. Er schließt den Bretterverschlag und entscheidet sich, noch einige Schritte zu machen, bevor er sich traut, dem Schatten nachzujagen. Dabei bemerkt er, dass er bisher noch kein einziges Haus untersucht hat, ob nicht vielleicht in den Häusern selbst der Schlüssel zum Verstehen der Vorgänge liegt. Martin macht sich hinter den Häusern über die Hinterhöfe in Richtung der Schatten, gelangt auch sehr nahe an die Stelle, an der er das letzte Mal den Schatten auf dem Bretterzaun gesehen hat, als es hinter der Ecke des Hauses, hinter dem sich Martin befindet, heftig zu rascheln beginnt – sofort bleibt Martin wie erstarrt stehen und wartet die Entwicklung ab, hört weiterhin das Rascheln und duckt sich so schnell und unauffällig, wie es ihm möglich ist, in eine Vertiefung des Hauses.

Dort angekommen spürt er, wie der heftig schlagende Puls in seinem Hals Blut in den Kopf pumpt, und er muss sich stark konzentrieren, um das Geräusch nicht zu verlieren, das er eben noch so laut gehört hat. Es ist leiser geworden, und Martin befürchtet, dass sich der Verursacher des Geräusches von ihm entfernt – vielleicht auch, weil dieser Martin entdeckt hat.

»Wenn das so ist, dass die Schatten – wer auch immer sie sind – Angst vor mir haben, dann könnte ich ja beruhigt...«

In diesem Moment ist das Rascheln lauter als je zuvor und Martin stockt der Atem, als er plötzlich und ohne Vorwarnung das Wesen sieht, das die Geräusche gemacht hat.

»Es ist ein Mensch!«, schießt ihm zunächst durch den Kopf. »Doch was für einer!«

Martin kauert sich tiefer in sein Versteck und versucht, indem er um die Ecke linst, das menschenähnliche Wesen in seinem Blick zu halten. Noch nie in seinem Leben hat er so etwas Groteskes zu sehen bekommen und er wundert sich über seinen Gedanken, warum er im ersten Moment an einen Menschen dachte. Dieses menschenähnliche Wesen hat zwar die äußere Gestalt eines Menschen, geht auf zwei Beinen und trägt den Kopf oben, doch an seinem Körper, den es mit keiner Kleidung bedeckt hat, wechseln sich dunkle Haare und Ekzeme ab; bei näherer Betrachtung sieht Martin, dass es sich um Beulen handelt, unter denen eine milchige Flüssigkeit zu schwimmen scheint.

»Hat etwas von Eiterbeulen!«, schießt es ihm durch den Kopf und sogleich ekelt er sich vor diesem Wesen noch weit mehr als zuvor. Doch der Ekel kennt an dieser Stelle noch keine Grenzen, denn tatsächlich hat das Wesen Martin noch nicht entdeckt, da es sich dafür viel zu natürlich und unbeobachtet bewegt – wenn man bei diesem Wesen von Natürlichkeit sprechen möchte. Auf allen Vieren gebeugt, sucht es den Boden nach etwas Essbarem ab, scheint etwas wie ein Insekt gefunden zu haben und lässt seine Zunge wie ein Hund über die Oberfläche des Bodens fahren, bleibt in dieser Stellung und sucht weiter. Als das Wesen nichts mehr zu finden scheint, beugt es sich nach oben, lässt sich wie ein sitzender Mensch auf einen Stein nieder, sticht eine dieser von Martin gedachten Eiterbeulen auf und trinkt den Inhalt, als wäre es Wasser.

In diesem Moment ist es Martin, als müsste er sich nicht nur übergeben, sondern auch seinen Magen mit hervorbrechen, und er hat erhebliche Mühe, ohne Geräusche in der Vertiefung stehen zu bleiben.

»Was ist das für ein seltsames Wesen?«, fragt er sich, als es ihm wieder einigermaßen besser geht, sodass er das Wesen ohne Brechreiz weiter beobachten kann, doch als er um die Ecke der Vertiefung schaut, finden seine Augen es nicht mehr – es ist hinfort, hat sich just in der Zeit, als Martin mit sich selbst und seiner Übelkeit zu kämpfen hatte, verabschiedet und war weitergezogen. Martin tadelt sich ob seiner Unachtsamkeit, obwohl er genau weiß, dass ein weiteres Beobachten des Wesens unweigerlich zu seinem Entdecken geführt hätte.

»Soll ich dem Wesen folgen?«, überlegt er sich und ahnt, dass sich seine Ausgangslage eindeutig verändert hat, denn bisher war nicht davon auszugehen, dass noch andere Wesen diese Stadt bewohnen, doch nun könnte es sogar sein, dass Martin Feinde besitzt, deren Angesicht er soeben zum ersten Mal gesehen hat.

Er entscheidet sich gegen eine Verfolgung, kommt aber aus seiner Vertiefung, nachdem er sich nach allen Seiten umgeschaut hat; vor allem interessiert es ihn, was hinter der Ecke des Hauses so geraschelt hat. Als er einen Blick um die Häuserecke wagt, sieht er weit und breit nichts von dem Wesen, aber eine Hecke, die den Zwischengang zwischen den beiden Häusern bewachsen hat. Erst jetzt erinnert sich Martin an die zwei Häuser, die er eigentlich nur von vorne kennt; früher, auf dem Weg zur Schule, ist er immer an diesen zwei Häusern vorbeigegangen und hatte sich oft gefragt, welchen Sinn es macht, den Gang zwischen zwei Häusern mit einer stacheligen Hecke zuwuchern zu lassen. Aber das war nie und soll auch nicht mehr Martins Problem sein, doch was er zudem sieht und ihm Schwierigkeiten bereitet, ist, dass die Hecke mit roten Beeren über und über tragend ist, sodass er seine Hand bereits ausstreckt, um davon zu greifen, als ihm einfällt, wie oft seine Eltern ihn als Kind gewarnt hatten, dass er solche Beeren niemals essen dürfe, weil er nicht wissen könne, ob diese nicht giftig für den Menschen sind. Dennoch greift er sich ein paar Beeren und hat seine Hand mit ihnen bereits zu seinem Mund geführt, als ihm bei der Sache mulmig wird, er die Beeren in seiner Hand zerquetscht, das Mus auf den Boden abtropfen lässt und sich danach die Hände am Gras sauber reibt.

»Wohin ist dieses Wesen wohl geflohen – und vor allem: Wie ist es über die stachelige Hecke gekommen?«, fragt er sich und sucht angestrengt über die Hecke hinweg nach Anzeichen, die ihm diese Frage beantworten können. Doch nichts ist zu sehen, und auch wenn sich Martin wundert, dass das Wesen ohne Schwierigkeit über die Hecke hinweg abhauen konnte, geht er weiter über die hinter den Häusern gelegenen Grundstücke, findet neue Verstecke und tastet sich langsam nach vorne, während er versucht, immer erst eine Lage als sicher einzuschätzen, ehe er voranpirscht.

So gelangt Martin an das Ende dieser Straße und sieht über den Hinterhof, in den er soeben gelangt ist, durch einen Torbogen, der unter dem Haus entlangführt und ehemals als Einfahrt zum Hof gedient hat, die kreuzende Straße, auf deren Gegenseite ebenfalls das Haus in einem so verfallenen Zustand ist, dass auch hier keine Hoffnung auf Besserung zu finden sein würde. Martin schleicht sich durch den Torbogen, der vollkommen im Schatten liegt und der seinen überhitzten Kopf etwas abkühlt; mit Vorsicht blinzelt er auf die Straße hinaus und muss dabei doppelt vorsichtig sein, da er zwei Richtungen im Auge behalten muss.

»Was mache ich denn jetzt als Nächstes?«, fragt er sich, als er die Straße in beide Richtungen hinabblickt. »Denn hier stehen die meisten Häuser an der Straße und bieten mir kaum Möglichkeiten, ungesehen voranzukommen!«

Er überlegt bereits, ob er nicht einfach auf die Straße hinaustreten soll, als ihm ein interessanter Gedanke kommt. Schnell hat er sich von der anderen Idee gelöst, dreht sich von der Straße weg, tritt durch den Torbogen in den Hinterhof, sucht eine Hintertür des Eckhauses, rüttelt kurz an ihr und spürt, wie diese bereits nach nur wenigen Versuchen aufgeht. Zunächst die Lage untersuchend und für sicher befindend, tritt Martin ein, lehnt die Türe nur an und befindet sich plötzlich in einer Dunkelheit, die ihn überrascht, doch als er sich bewusst macht, dass bereits der Hof zur Gänze im Schatten gelegen hat, ist klar, dass es im rückwärtigen Teil des Hauses nur wenig natürliches Licht geben kann. Seine Augen brauchen einige Augenblicke, ehe sie sich an das düster-diffuse Licht gewöhnen können, und so hat Martin Zeit, nach Geräuschen zu forschen, die ihm vielleicht einen Aufschluss darüber geben können, ob er in diesem Haus vielleicht mit einer Begegnung rechnen muss. Doch alles bleibt still und Martin erkennt, dass er nur wenige Schritte von einer Treppe entfernt steht, die so massiv aussieht, dass er trotz des vermeintlichen Verfalls das Risiko einer Nutzung eingeht. Nichts passiert und entgegen seiner Erwartung knarrt nicht einmal eine Stufe, die Treppe ist so massiv, dass selbst die Verwitterung, die den anderen Gebäuden so sehr zugesetzt hat, nichts anhaben konnte. Dennoch ist Martin vorsichtig, als er das obere Stockwerk erreicht, da zwar die Treppe massiv ist, aber er keine Ahnung hat, wie tragfähig die Decken sind, doch auch diese erweisen sich als fest und ohne Tadel. Die Räume hingegen zeigen das bisher typische Bild: Bis zu den Grundmauern sind die Räume leer, die Wände und Böden kahl, die Decken ohne Tapeten, Verkleidungen oder sonstige Abdeckungen und keinerlei Interieur ist zu sehen – aber es wirkt auch nicht, als ob irgendwann einmal dieses Haus über Nacht aufgegeben wurde.

»Das Haus ist in einem verfallenen Zustand, wie nach einigen Jahrzehnten ohne Bewirtschaftung«, konstatiert Martin, als er sich im Raum umblickt, »aber es wirkt, als wäre es einfach nur verlassen worden; nichts ist zerstört, nichts in einem Zustand, wie man es vielleicht bei Häusern oder Wohnungen dieses Alters vorzufinden glaubt. Das ist es vor allem, das nicht zusammenpasst – die

Welt sieht verlassen aus, seit Jahrzehnten, aber nicht, als wären die Menschen durch einen Schlag alle vernichtet worden!«

Martin erinnert sich an seine Erfahrung im Kontrollzentrum des MPA, wie das Schwarze Loch die Stühle und Computer in sich eingesogen hat, ehe es genügend Kraft hatte, um auch die festgeschraubten Schreibtische aus der Verankerung zu lösen.

»Wenn das in dieser Stadt ähnlich vonstattengegangen ist«, führt er seinen Gedanken fort, »dann kann es durchaus sein, dass alles Interieur aufgesogen wurde, die Häuser aber selbst zu stark waren, dass...«

In diesem Moment blickt er nach draußen auf das gegenüberliegende Haus und fragt sich, wie stark wohl die Schindeln auf dem Dach befestigt waren.

»Nein, das kann es einfach nicht sein! Kein schwarzes Loch ist so gründlich und nimmt alles, sogar die Tapeten und Teppiche, in sich auf, lässt dann aber die Schindeln auf dem Dach! Außer es würde eine Selektion betreiben – aber das kann ich mir bei weitem nicht vorstellen! Nein, es muss einen anderen Grund geben, warum ich auf einen Briefkasten stoße, der noch da ist und sogar die Tageszeitung vom Tag des Bebens in sich hat, die nebenbei so gut konserviert ist, wie kaum etwas anderes in dieser Welt! Dann diese Wesen, die zwar menschlich wirken, aber überhaupt nicht wie Menschen handeln! Was ist nur los mit dieser Welt?«

Martin hat sich indessen an die zwei Fenster des Raums herangeschlichen, sich dabei auf allen Vieren heruntergelassen und ist durch den Raum gekrabbelt; nun steht er in der Ecke des Raumes auf und versucht, einen Blick durch das Fenster auf die Stelle des Bretterzauns zu werfen, wo er den Schatten gesehen hat, der aber in diesem Moment nicht zu sehen ist.

»Ist es nur ein und immer dasselbe Wesen, das ich gesehen habe, als Schatten und in echt?«, fragt sich Martin und beobachtet auch die weiter hinausführende Straße wie ein Spion, dem nur zur Beweisführung die Kamera fehlt. Martin erinnert sich an sein Handy, das er auf seinem Schreibtisch liegen ließ, und wundert sich erst jetzt, dass sein Handy noch Akkubetrieb hatte, während alles andere um ihn herum keinen Strom mehr hatte.

»Alles ist tot, sogar die Notstromaggregate des MPA scheinen nicht mehr in Betrieb gewesen zu sein – aber mein Handy!«, sagt er kopfschüttelnd zu sich selbst, und für ihn steht immer mehr fest, dass diese Welt so viele Ungereimtheiten birgt, dass er sich immer mehr fragt, ob er nicht doch am Ende aus einem Traum aufwacht – auch wenn er sich nicht vorstellen kann, dass ein Traum so real werden kann, dass es den eigenen Geist täuscht.

»Hier ist ja im Grunde alles normal, wenn auch nicht alles! Wenn ich an meine anderen, wenigen Träume denke, an die ich kaum Erinnerungen habe, dann habe ich immer das Gefühl gehabt, dass nichts stimmig ist – entweder konnte ich fliegen oder die Welt hatte ihre eigenen Proportionen, aber diese Welt hier fühlt sich viel zu real an – und doch kann sie es nicht sein! Aber kann es dann

nicht auch sein, dass ich nicht sagen kann, dass ein Traum nicht so sein kann, wie er gerade ist, weil ich keinen Erfahrungshorizont habe?»

Je mehr Martin versucht, logisch an diese vermeintliche Traumwelt heranzugehen, desto mehr verfängt er sich in Annahmen, die er nicht wirklich erfüllt sieht. Immer wieder drehen sich seine Gedanken im Kreis, und schlussendlich muss er zugeben, dass er keine Aussage treffen kann, weil ihm die Vergleichsmöglichkeiten und Erfahrungswerte fehlen.

»Ich war eigentlich nie ein Träumer!«, stellt er für sich fest. »Warum ich jetzt urplötzlich damit anfangen und diese Träume so real werden, dass ich keinen Unterschied feststellen kann, an dem ich meinen Zustand festmachen kann – das ist schon auf die eine oder andere Art beängstigend.« Martin möchte mehr erfahren und begibt sich inmitten des Raums, sucht alle Wände ab und entscheidet sich für die zu seiner Rechten, da dahinter noch ein Raum liegt.

»Wenn dies ein Traum ist und ich die Möglichkeit habe, diesen zu steuern, dann muss es mir doch auch gelingen, diese Wand zum Einsturz zu bringen!«

Mit aller Macht stürzt er sich auf die Wand und versucht, diese mit seinen Händen und dann mit seinen Schultern zum Umsturz zu bewegen, doch Martin hat das Gefühl, dass die Mauer nicht einmal zu wackeln beginnt.

»Wenn diese Welt aber echt ist, mit echten, menschenähnlichen Wesen, mit echten Tieren und Pflanzen – was ist dann hier passiert? Klar ist es so, dass es auch im stärksten Orkan immer wieder Häuser gibt, die quasi unberührt scheinen – als hätte der Sturm alles darum untergehen sehen wollen, aber nur dieses eine Haus nicht – wie der Briefkasten, in dem die Zeitung lag! Aber warum ist dann ausgerechnet in diesem Briefkasten die Zeitung, die mir so viele Hinweise gibt und die mir so viele Fragen aufwirft? Wenn ich alles in allem betrachte, fühle ich mich wie in einem riesigen Rätsel, wie in einem riesigen Labyrinth, aus dem ich nur herauskommen kann, wenn ich die Zeichen auf dem Weg nach draußen richtig deute! Und was die komischen menschenähnlichen Wesen dabei für eine Rolle spielen? Wenn mir mein Geist einen Streich spielen will, dann bitte ich mich selbst darum, dass der Geist damit aufhören soll! Lass es sein! Lass mich aufwachen! Wenn du willst, dass ich aufwache und mich dann entscheide, den Job beim MPA nicht mehr auszuüben, dann bitte! Ich werde diesen Job noch heute kündigen, werde zu meinem Chef gehen und ihm sagen, dass ich das nicht mehr verantworten kann! Ich werde ihm klar und deutlich sagen, dass ich eine Heidenangst habe! Vor dem MPA, vor den Schwarzen Löchern, vor der Welt, die wir nach der Entdeckung haben werden! Ich kann das einfach nicht mehr!«

Inzwischen stehen Martin erneut heiße Tränen in den Augen, die sich anfühlen, als wollten sie die ausgetrockneten und übermüdeten Augen versengen; zudem hat er seinen Kopf zur Decke erhoben, ganz so, als ob er dort oben auf Beistand hoffen kann, obgleich er seit seiner frühen Jugend keine Sentimentalitäten für irgendwelche Gottfiguren gezeigt hatte. Wie auch auf der

Treppe, als er die Zeitung in den Händen hielt, ist es auch dieses Mal eine Bewegung, die ihn aus seiner Verzweiflung aufschrecken lässt; das Geräusch, das von dieser Bewegung ausgeht, schnürt Martin die Luft ab, denn er erkennt, dass es die Hintertüre des Hauses ist, die aufgemacht wird.

»Wie hat das Wesen herausgefunden, dass ich in diesem Haus bin?«, fragt er sich und ist mit allen Körpermuskeln angespannt lauend. »Kann es mich vielleicht riechen, wie es Hunden gelingt, Menschen über eine lange Distanz zu erschnüffeln? Und vor allem – ich bin unbewaffnet!«, schoss es ihm durch den Kopf, und schnell tastete er seinen Körper ab, obwohl er genau wusste, dass dort keine Waffe versteckt war.

»Mist – warum habe ich mir keine Waffe mitgenommen!«, tadelt er sich und meint zu hören, wie das Wesen in der unteren Etage umherstreift, auf der Suche nach dem Menschen, der in diesem Haus sein muss.

Dann hört er das Wesen auf der Treppe, sein Gang ist eine Mischung aus schlurfendem Stampfen und schleimendem Dahinkriechen, wie es Schnecken machen, das Wesen quietscht und knackt in so seltsamen Schattierungen, dass Martin alleine daher schon Angst bekommt.

»Soll ich vielleicht das Risiko eingehen, durch die Fenster zu flüchten? Nach draußen springen und schauen, ob ich unten lebend aufkomme? Und was, wenn ich mir etwas breche und das Etwas auf jeden Fall weiß, dass ich hier bin – obwohl es auf jeden Fall ahnt, dass ich hier bin? Es wird...«

Noch einmal scheint das Schicksal eine Wendung an Martin vorbei zu machen, als das Wesen offensichtlich die Fährte verloren hat und sich in einen anderen Raum begibt; Martin steht, seinen Atem anhaltend, an der Wand des Eckraums und hört, inwieweit sich das Wesen von ihm entfernt.

»Wenn ich leise genug bin, dann könnte ich die Treppe hinunter schleichen, ohne dass es mich hört.«

Doch dann denkt er daran, wie laut bereits der schlurfende und quietschende Gang des Wesens gewesen ist – was konnte er dann erwarten?

»Die Frage ist natürlich, ob dieses menschenähnliche Wesen überhaupt Ohren hat oder andere Sinne, die ihm anzeigen, dass sich etwas im Treppenhaus bewegt. Ich könnte...«

Sein Gedanke bricht unmittelbar ab, als er vernimmt, dass das Wesen wieder im Gang ist; gespannt wartet Martin darauf, in welche Richtung sich das Wesen orientieren wird, aber mit einem Mal ist es still im Flur, weder das quietschende noch das knarrende Geräusch ist zu hören. Martin selbst versucht, seinen Atem einzustellen, doch sein Herzschlag ist so erhöht und er muss nach kurzer Zeit so arg pumpen, dass er keine Wahl hat und kräftig ausatmet.

»Meine Güte, war das laut!«, schimpft er mit sich selbst und spürt einen Kloß im Hals, den er am liebsten wegräuspern würde, doch das traut er sich nicht.

Bange Momente vergehen, die sich wie Kaugummi hinziehen, in denen beide Kontrahenten scheinbar nichts machen, wobei Martin nicht genau weiß, ob dieses Wesen sich überhaupt noch

im Gang befindet. Die Zeit rieselt dahin und irgendwann sieht sich Martin gezwungen, seinen Nerven eine Antwort zu geben, indem er sich traut, nachzuschauen, ob dieses Wesen noch da ist; langsam macht er testweise einen Schritt nach vorne, hört natürlich jedes Geräusch nach dieser langen Zeit des Horchens dreimal so laut, bleibt stehen und wartet, wagt sich, nachdem er nichts im Flur hört, zwei weitere Schritte nach vorne, bleibt erneut stehen und spürt bereits, wie die innere Spannung ein wenig abfällt, als er durch die Ritze in der Türe sieht, wie inmitten des Flures das Wesen steht und wie zur Salzsäule erstarrt auf die Tür blickt – auch Martin wird sogleich steif im Körper, auch wenn er damit das Risiko der Entdeckung eingeht.

»Auf jeden Fall hat das Wesen Augen und eine Nase wie wir Menschen«, sagt sich Martin, als er das Wesen genauer beobachtet.

Aber zu mehr Ansichten kommt er nicht, denn mit einem Mal prescht das Wesen nach vorne, und Martin wird von einer großen Panik erfasst, weicht zurück von der Türe, zurück in den Raum hinein und überlässt dem Gegner kampflös die einzige wirkliche Fluchtmöglichkeit; in diesem Moment wird Martin bewusst, wie wenig er über das Kämpfen weiß; nur ganz selten einmal hatte er sich in seinem Leben gewehrt, und da er bisher keinen regelmäßigen Sport getrieben hat, ist sein Körper so außer Form, dass er sich selbst darauf nicht verlassen kann.

Das Wesen, das mitbekommen hat, dass sich das Gesuchte in dem Raum befindet, das es die ganze Zeit angestarrt hat, kommt mit einem hochfrequenten Quietschen ins Zimmer, blickt wild umher, erkennt Martin und stürzt sich auf ihn. Martin merkt sofort, dass er sich einem Angreifer gegenüber sieht, der keine zweideutige Handlung vollführt, geht in eine gedachte Abwehrstellung und wartet auf die Schmerzen, die das Wesen ihm wohl zufügen würde.

Der Kampf selbst geht schnell und wird ohne sonderliche Mühen von Martin gewonnen; schnell ist für ihn klar, dass dieses aggressive Wesen keine ernsthaften Waffen besitzt, um ihm gefährlich zu werden; zudem hat es nur eine sehr begrenzte Kraft, die mit dem Kraftvolumen eines Zehnjährigen zu vergleichen ist. Das einzige, das Martin im Kampf ernsthaft beeinträchtigt, ist der überaus faulige Geruch der Kreatur, deren warzenähnliche Reservoirs aufplatzen, als Martin mit ihm auf dem Boden rollend kämpft, und als Martin den Kampf endgültig gewinnt und er auf dem geschlagenen Wesen sitzt, steigt ihm dieser faulige Geruch konzentriert in die Nase, sodass ihm schwindelig wird, er zur Seite kippt und das Wesen wieder freigibt, das sogleich seine Chance wahrnimmt und die Flucht ergreift. Während das Wesen alles versucht, um so schnell wie möglich aus dem Haus zu gelangen, kämpft Martin mit einer Übelkeit, die er so noch nie verspürt hat. Unter heftigem Würgen wird ihm klar, dass er die Fäulnis durch das Platzen der Warzenblasen nun auch auf seiner Kleidung trägt, und schält sich aus ihr heraus, bis er nur noch die Unterhose, ein Paar Socken und seine Schuhe am Körper hat. Auch wenn die Schuhe selbst ein wenig stinken, so glaubt er, dass er den Gestank aushalten kann; ganz nackt möchte er trotz der Abwesenheit von anderen

normalen Menschen nicht in dieser Welt herumlaufen. Die Sachen zu einem Haufen gepackt, verlässt auch Martin das Haus in Richtung Hinterhof, achtet darauf, auf der Schleimspur, die das Wesen hinter sich herzieht, nicht auszurutschen, kommt im Hof an, blickt um sich, doch das Wesen ist längst über alle Berge.

»Was für ein ekliges, abscheuliches Ding!«, speit er aus. »Aber nicht sehr kräftig – wenn es noch mehr davon gibt, muss ich nur aufpassen, dass die nicht als Horde über mich herfallen. Und vor dem Gestank dieses faulen Sekretes, das sie selbst trinken! Wenn ich es nicht besser wüsste, dass auch manch andere Kreaturen auf der Welt so eklige Sachen machen, würde mir sicherlich wieder schwindelig werden!«

Martin beginnt ob des schattigen Platzes im Hinterhof zu zittern und macht sich in Richtung seines Elternhauses auf den Weg zurück. Als er wieder in die Sonne tritt, ist das Zittern sogleich verschwunden, aber dennoch fühlt Martin seine nackte Verwundbarkeit, die er schleunigst loswerden muss.

12. Kapitel

Der einzige Ort, den Martin bisher in dieser Welt kennt, an dem es noch andere Kleidungsstücke geben kann, ist das MPA-Gebäude, auch wenn er eigentlich nicht wieder zurückkehren wollte. Doch durch die Stadt zu laufen und nur mit einer Unterhose, Socken und Schuhen bekleidet zu sein, ist noch weniger eine Option für ihn, sodass er über den direkten Weg zurückeilt, wobei er nur ab und an eine Pause macht, um einerseits Luft zu holen und sich andererseits umzuschauen, ob er nicht Verfolger hinter sich hat.

»Wenn alle Kreaturen solcher Art sind, dann werden sie mich bestimmt erst dann verfolgen, wenn sie von mir erfahren«, reimt er sich zusammen, »und die Kreatur, die mich verschleimt hat, war schon weg, als ich aus dem Haus gekommen bin. Die Frage ist nur, ob es überhaupt mehr als eine Kreatur gibt oder ob diese ziemlich einzigartig ist. Und was war das überhaupt? In seiner menschlichen Gestalt wirkt das Wesen sehr unbeholfen und hat am ganzen Körper Warzen, die so sehr stinken, dass einem übel wird. Ich habe fast das Gefühl, dass diese Kreatur eine Mischung aus der Gestalt eines Menschen und dem Wesen eines Insekts ist. Aber vor allem ist wichtig, dass sie trotz einer vergleichbaren Größe zu mir kaum Kraft zu haben scheint – entweder fault sie wirklich oder sie bekommt zu wenig zu essen, sodass sie alle Schutzmechanismen vergisst und mich wie ein tollwütiger Fuchs angreift, obwohl es eigentlich nicht seine Art ist. Nichtsdestotrotz muss ich mich irgendwie vor diesen Kreaturen und deren Schleim schützen, und am besten, indem ich sie erst gar nicht an mich herankommen lasse!«

Inzwischen ist Martin zurück auf dem Vorplatz des MPA-Gebäudes, bleibt noch kurz in der Sonne stehen, um etwas aus den Flaschen zu trinken, ehe er nach innen geht, die Tasche zur Seite stellt und mit der Suche nach nützlichen Utensilien beginnt.

»Einen Keller in der Art, dass dort die meisten Handwerkssachen verstaut werden, gibt es in diesem Gebäude mit Sicherheit nicht!«, stellt er für sich selbst fest. »Ich muss irgendwie in den Raum für die Sicherheit reinkommen – dort ist doch zu vermuten, dass es das meiste nützliche Zeug für die Selbstverteidigung geben muss«, sagt sich Martin und geht zurück zum Sicherheitsraum, dessen Tür er nur kurz mit der kleinen Axt malträtiert hat. »Diese Tür bekomme ich nur auf zwei Wegen auf – entweder finde ich den Schlüssel oder ich sprengte sie weg, doch ich befürchte, dass ich beides nicht erreichen werde.«

Da Martin keine Ahnung hat, wo er zu suchen beginnen soll, legt er sich einen systematischen Plan zurecht, der besagt, dass er sich ohne große Eile durch die oberen Stockwerke in die unteren voran arbeitet, ehe er in die unteren beiden Geschosse gehen würde, denn weiter als in das zweite Untergeschoss will er sich nicht mehr wagen. Die Suche gestaltet sich auch in den oberen Etagen nicht sehr ertragreich; kaum mehr als ein paar Handschuhe lassen sich unter den Sachen finden, die nach dem Beben – und was immer noch geschah – zu finden sind. Erst im ersten Stock wird er fündig, als er einen Seitenraum entdeckt, in dem ein Trupp weitere Gerätschaften untergebracht hat. Martin findet mehrere Hosen und Hemden, dazu einige Sicherheitsanzüge und Sicherheitsstiefel, die ihm seltsamerweise wie angegossen sitzen.

»Glück muss man haben!«, denkt er sich und streift ein Hemd und eine Hose über, ehe er aus dem Raum geht und mit der Suche weitermacht. Die Büros haben alle dieselbe Leere, sodass er dort nur kurz reinschaut und gleich wieder die Türe schließt, wenn er merkt, dass nichts und niemand anwesend ist. Als er wieder in der Eingangshalle ist, verstaut er seine neuen Klamotten in der Tragetasche und macht sich daran, über die Fluchttreppe in das erste Untergeschoss hinunterzugehen, doch als er an der Fluchttreppe steht, wird ihm auf einmal bewusst, dass dort unten kein Licht war.

»Das habe ich tatsächlich vergessen!«, wundert er sich über sich selbst und überlegt, ob er sich das Abenteuer noch einmal antun will. »Es hilft ja alles nichts – ich habe weder etwas zu essen noch eine ausreichende Bewaffnung, um gegen diese Kreaturen zu kämpfen, also...!«

Martin macht sich daran, eine Fackel anzuzünden, öffnet die Fluchttüre, wird ein weiteres Mal vom Unterdruck überrascht, ärgert sich aber nur kurz, denn noch ist er im Hellen, zündet die Fackel erneut an und tritt in den Schacht und dann durch die Türe in das erste Untergeschoss.

Als die Türe hinter ihm ins Schloss fällt und Martin nur das sehen kann, was ihm die Fackel als Lichtschein bietet, glaubt er, einen Temperaturabfall zu spüren, den er vorher nicht verspürt hat.

»Vielleicht ist es auch nur die Beklommenheit, die ich spüre!«, redet er sich zu und beginnt ohne Plan mit dem ersten Büro auf der rechten Seite.

»Zu – Mist!«, flucht er. »Daran habe ich gar nicht gedacht! Hoffentlich sind nicht alle Büros verschlossen!«

Aber auch das zweite und dritte Büro sind zu, und als er versucht, sich mit der Schulter gegen eine Tür zu werfen, passiert rein gar nichts, außer dass er an der Barriere abprallt und erschrocken seinen Arm mit dem anderen halten will, ehe er früh genug merkt, dass er in dieser Hand die brennende Fackel hält.

Beim vierten Büro hat Martin Glück, und als er eintritt, merkt er erst auf den zweiten Blick, wie viel Glück er tatsächlich hat, denn als er den Schreibtisch durchsucht, findet er zwei Messer – eines war sicherlich zum Schneiden des Essens gedacht, während das andere zum Schmieren von Broten geeignet ist –, was aber Martin gleich ist, denn nun ist er wenigstens mit zwei Waffen gerüstet, die zwar nicht furchterregend, aber immerhin brauchbar in der Verteidigung sind. Außerdem schien die angreifende Kreatur keine Waffen zu ahnen, denn sie sprang ihn mit ihrer ganzen Körperkraft an. Martin sucht noch weiter in diesem Büro, findet aber nichts von Interesse; der nächste Raum hingegen ist von besonderem Interesse, denn es ist die Teeküche der Etage, in der er einen Verbandskasten und einige Päckchen Kaffee findet – wie er die nachher benutzen will, weiß er noch nicht, »aber immerhin besser, als immer Wasser zu trinken!«, denkt er sich.

Der Kühlschrank hingegen ist leer; und selbst wenn, da er keinen Strom hat, wären die Lebensmittel bestimmt bereits alle schimmelig und verdorben gewesen. Nunmehr eine Verteidigung und eine Auswahl an Verbandsmitteln habend, untersucht er die restlichen Büros, doch auf dieser Etage findet er nichts mehr, sodass er eine neue Fackel anzündet, die Türe dieses Mal mit Bedacht öffnet, nur eine im Sog flackernde Fackel hat, in das zweite Untergeschoss geht und versucht, sich an dieses Stockwerk zu erinnern, in dem er bereits mehrere Male zu Beginn seiner Anstellung gewesen war, da er hier die Grundzüge der technischen Abläufe des MPA erklärt bekam, wie es jeder Mitarbeiter in vertrauensvoller Position bekam.

»Ja genau, rechts direkt neben dem Eingang und dem Fahrstuhl ist der große Besprechungsraum und direkt daneben die Teeküche«, erinnert er sich und räumt auch aus dieser Teeküche den Kaffee und den Verbandskasten aus. Zusätzlich – und darüber freut er sich besonders, wie nur früher, als es zu Weihnachten Plätzchen und Pralinen gab – findet er Zuckerwürfel, jedoch nur eine angebrochene Packung mit knapp zwanzig Würfeln, doch bereits der erste, den er sich auf die Zunge legt, ist wie die Erfüllung eines lebenslangen Traums, dieses köstliche Zerfließen lässt ihn fast vergessen, wo er sich befindet – nämlich in höchster Gefahr! Jetzt hört er es auch, das gleiche schleimige Geräusch, das er vorher auch in dem Haus gehört hat; sofort sind seine Sinne nach der

Achterbahnfahrt mit dem Zuckerklumpen wieder voll da und ohne sich große Gedanken machen zu müssen, springt er zur Türe und schlägt diese auf.

Im letzten Moment und mit dem Fackelschein kann er in den langen Gang vor der Teeküche sehen – und kann es kaum fassen: Es kommen unzählige Kreaturen auf ihn zu; alle mit demselben Aussehen, das im Schein der Fackel noch verzerrter und grauenhafter aussieht als bei Tageslicht im Haus.

Da ihm keine bessere Lösung einfallen will, springt er in die offene Teeküche, statt zu der Treppe nach oben zu fliehen. Die Tür der Teeküche fällt ins Schloss, doch dann bemerkt er, dass diese keinen Schließmechanismus oder einen Schlüssel hat, sodass er gezwungen ist, mit seinem Körpergewicht die Klinke nach oben zu drücken, was er auch augenblicklich tut; doch draußen scheint sich nichts zu tun, denn er spürt weder einen Angriff gegen die Türe noch einen Versuch, die Klinke herunterzudrücken, wohl aber riecht er den Gestank, den die Kreaturen absondern, und allein durch diese den Wesen wohl unbekanntes Waffe hätte es nur wenig bedurft, um die Klinke nach unten zu drücken.

»Vielleicht wissen die Kreaturen nicht, was sie machen müssen, um durch diese Tür zu gelangen!«, sagt sich Martin, der jedoch unter keinen Umständen die Klinke loslassen würde.

Diese Patt-Situation, in der beide Seiten stecken, scheint kaum auflösbar zu sein; Martin drückt weiterhin die Klinke nach oben, während er die Kreaturen förmlich riechen kann, von denen er keine Ahnung hat, wie lange sie vor der Tür ausharren können.

»Müssen die irgendwann schlafen oder verlieren sie irgendwann die Lust an der Jagd? Wollen sie mich überhaupt jagen oder würden sie mich in Ruhe lassen, wenn ich zu ihnen rausgehen würde? Andererseits wurde ich im Haus von dem Wesen angegriffen, was auf eine aggressive Grundhaltung schließen lässt, sodass ich kaum riskieren kann, jetzt rauszugehen, um auszuprobieren, wie die Belagerer drauf sind!«

Zu seiner beklemmenden Situation kommt hinzu, dass die Fackel droht, auszugehen, wobei Martin die Sicherung der Türe wichtiger ist als eine drohende Dunkelheit; und so geht das Feuer nach und nach aus und Martin sitzt plötzlich im Dunkeln, in dem er die Türklinke weiterhin festhält. Auf einmal jedoch hört er, wie sich die Kreaturen im Flur zu bewegen beginnen – doch nur so kurz, dass er kaum davon ausgehen kann, dass sie den Gang geräumt haben.

»Wie lange werde ich es wohl hier unten aushalten müssen?«, fragt er sich und lockert kurz den Griff, um seine Hand zu wechseln, da die andere aufgrund der nicht mehr gehaltenen Fackel frei geworden ist, als gleichzeitig irgendetwas mit einem dumpfen Knall gegen die Türe stößt. Sogleich verkrampft sich Martins Hand noch stärker um die Klinke und mit aller Kraft drückt er sich von unten nach oben, doch noch ist diese Kraft verschwendet.

Martin denkt angestrengt darüber nach, welche Möglichkeiten er hat, um seine Angreifer vielleicht – wenn auch nur für kurz – in die Flucht zu schlagen, lange genug, um wenigstens zur Treppe zu gelangen, die sich auf der anderen Seite des Meetingraumes befindet.

»Das Wesen hat nicht sehr clever gewirkt, als es mich angegriffen hat – einfach drauflos, ohne langes Nachdenken, sondern seinen Körper mit voller Wucht nutzend!«, denkt er angestrengt nach.

»Wenn ich diese Dummheit doch nur irgendwie nutzen kann!«

Da Martin nichts anderes einfällt, schreit er auf einmal und klappert laut mit der Klinke, indem er diese schnell auf und ab schlägt, ganz so, als würde ihm bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen; zunächst scheint er Erfolg damit zu haben, denn die Masse an Kreaturen bewegt sich tatsächlich, doch schon bald ist klar, dass sie eher noch näher an die Türe herangerückt ist als zuvor, denn ob bewusst oder unbewusst spürt Martin nun einen leichten Druck auf der Klinke, die er wieder mit vollem Körpereinsatz nach oben drückt.

»Na toll, jetzt hast du ihnen auch noch gezeigt, was sie machen müssen!«, ärgert er sich und ist erneut in seiner Ausgangsposition. »Was würden andere Kreaturen so beeindruckend finden, dass sie verschwinden?«, fragt er sich und überlegt, welche Optionen er hat. »Kann ich vielleicht eine Öllache unter der Tür hindurchlegen und dann anzünden? Das würde sie doch auf jeden Fall erschrecken! Besser nicht, wer weiß, was ich damit alles in Brand stecke und dann am Ende selbst nicht mehr hier herauskomme! Aber vielleicht reicht es einfach aus, wenn ich mit der Fackel rausgehe und einmal durch die Kreaturen hindurchwische – wenn sie sehen, wie der eine oder andere anfängt zu brennen, machen sie mir vielleicht freiwillig Platz.« Und erneut widerspricht er seiner eigenen Idee: »Was aber, wenn die Kreaturen wirklich so dämlich sind, dass sie das nicht verstehen?«

Während sich Martin Gedanken macht, wie er die Kreaturen austricksen kann, wird der Druck auf die Klinke erhöht und Martin tadelt sich erneut für seinen unkontrollierten Wutausbruch. Durch die Türe kann er den Gestank der Kreaturen riechen, doch je länger eine oder mehrere Kreaturen auf der anderen Seite der Türe versuchen, die Klinke herunterzudrücken, mischt sich ein anderer Duft noch dazu: ein um ein Vielfaches verstärktes Schwitzen, das Martin in Kombination mit dem normalen Gestank so sehr in der Nase brennt, dass er für einen Augenblick schwächelt, was den Angreifern die Gelegenheit gibt, die Klinke halb durchzudrücken, ehe Martin wieder reagiert und sie panisch nach oben drückt. Auf der anderen Seite hört Martin nun Bewegung und spürt ein Nachlassen des Druckes auf die Klinke, als plötzlich eine raumgreifende Stille herrscht und auch der Gestank deutlich nachlässt.

»Die werden doch wohl nicht aufgegeben haben und verschwunden sein!?«, wundert sich Martin und glaubt viel eher an eine Taktik, die zum Ziel hat, ihn aus seinem Versteck zu locken. In seiner Position verharrend, wartet er noch eine längere Zeit, bis ihm der Arm so steif wird, dass er das

Gefühl darin zu verlieren droht; ohne große Geräusche zu machen, löst er den Griff und spürt das Kribbeln im Arm, das das Zurückkehren des Lebens in ihm andeutet. Tief durchatmend kann er endlich wieder aufstehen; langsam schleicht er durch den Raum und tastet nach Möglichkeiten, die ihm helfen können, die Wesen zu verscheuchen, sollten sie zurückkehren. Doch da ihm nichts einfallen will, besinnt er sich auf seine ursprüngliche Idee, die Fackel und das Feuer, zündet im Dunkeln eine neue an, schultert die Tasche und drückt die Klinke so leise wie möglich nach unten, öffnet die Türe einen Spalt, erwartet einen Ansturm der Kreaturen, doch dieser bleibt aus. Die schlechte Luft hat sich etwas gelegt und Martin kann riechen, dass er freie Bahn zur Fluchttüre hat – zumindest für den Moment. Stück für Stück öffnet er die Türe weiter und hält die Fackel Zentimeter für Zentimeter weiter in den Flur herein, und tatsächlich scheinen sich die Kreaturen entweder versteckt zu halten oder sind verschwunden. Langsam wagt er den ersten Schritt in den Gang hinein und muss dabei zwei Seiten beobachten, von denen mindestens eine nachher in seinem Rücken sein würde.

»Renn los!«, schießt es ihm permanent durch den Kopf, doch Martin versucht gerade nicht, seinem Temperament und seinen Wünschen zu folgen, sondern mit Ruhe und Bedacht einen Schritt vor den anderen zu setzen, um den Moment, in dem die Kreaturen herausfinden, dass er im Gang ist, so lange wie möglich herauszuzögern. Die Hälfte des Ganges hat er bereits hinter sich und ist nunmehr so weit aus der Teeküche heraus, dass der Rückzug länger dauern würde als der Weg zur Fluchttür; weiter geht es Schritt für Schritt und noch immer gelingt es ihm, kaum einen Ton zu machen.

Doch dann passiert es! Martin ist für einen Moment unachtsam, schaut sich nach hinten um, dreht sich mit der Fackel und erkennt hinter sich nichts, als er dennoch einen Schritt nach vorne macht und gegen etwas stößt, was sich als Blumenkübel herausstellt, der unbepflanzt ist, aber dennoch mitten in den Raum hineinragt. Er hat diesen mit seinen Stiefeln nur gestreift, doch dieser raumgreifende, gongartige Klang, den der Hohlkörper von sich gibt, ist so markdurchdringend, dass Martin keine Zeit verliert und die letzten Meter zur Fluchttüre mit der brennenden Fackel in der Hand läuft. Schon merkt er auch den brennenden Gestank wieder und weiß, dass sie ihn entdeckt haben. Keine Acht darauf gebend, ob sie hinter ihm her sind oder nicht, hechtet er zur Fluchttüre, reißt diese auf und steht plötzlich im völligen Dunkel da.

Erneut schreit er, dieses Mal jedoch in den Fluchttreppenraum hinein und schließt sofort wieder seinen Mund, erkennt, dass er großen Fehler gemacht hat, kippt mit dem Gewicht in den Treppenraum, dreht sich dabei, um zu versuchen, die Türe hinter sich zu verschließen, doch er spürt, dass ihn bereits die Kreaturen erreicht haben – sie packen ihn am Arm, den er an der Klinke hat und erschrocken zieht Martin diesen zurück, stürzt herum und hat drei Treppenstufen hinter sich gelassen, als eine handähnliche Form nach seinen Stiefel greift, wobei weniger die

aufgewendete Kraft sondern vielmehr der Schleim das Problem ist, denn obgleich Martin den Zupackenden abschütteln kann, rutscht er dennoch auf der Treppe aus und landet mit dem Gesicht voran auf den höher liegenden Treppen. Zum Glück kann er sich im letzten Moment mit seinen Händen abfangen, da er gedankenschnell die Fackel losgelassen hat, die ohne Feuer für ihn wertlos ist. Da er keine Zeit hat, eine neue anzuzünden, versucht er im Liegen, sich nach oben zu kämpfen, doch der Schleim, der jetzt auf der ganzen Stufe zu sein scheint, verhindert ein Abstoßen. Immer wieder verpufft die Kraft und er tritt nach hinten aus, wobei er nicht selten auch eine der Kreaturen tritt, die einen seltsamen Ton abgeben, wenn er sie trifft – zudem wird der Gestank, den sie absondern, immer beißender. Martin droht, die letzten Stufen abzurutschen, in die Hände der Wesen hinein, als ihm beim Herumrudern des einen Arms das Gitter der Treppe in die Hände kommt und er sich Stück für Stück nach oben ziehen kann. Auf einer der nächsten Stufen gelingt es ihm, sich wieder hinzustellen, doch er merkt gleich seinen unsicheren Stand und macht daher langsam beim Hinaufsteigen der Treppen, jedoch kaum so langsam, dass die Kreaturen ihn erreichen können. Ein Stockwerk hat er geschafft und hört seine Gegner hinter sich, doch da das Treppensteigen immer besser gelingt, erreicht er sein Ziel, reißt die Türe auf, springt hinaus, dreht sich um und drückt die Türe genau in dem Moment zu, in dem die Kreaturen das obere Plateau erreichen. Durch den einfallenden Lichtstrahl kann Martin die Wesen erkennen – sie scheinen von derselben Art zu sein wie das Wesen, das ihn in der Stadt angegriffen hat, menschenähnlich, aber voller Warzenblasen, stinkend und etwas langsamer als normale Menschen, was vielleicht an den Unmengen Schleim liegt, die sie schneckenartig hinter sich herziehen. Kurz bevor Martin die Tür den Wesen vor der Nase zuknallt, kann er in ihre Augen sehen – und sieht nichts außer Schwarz; die Wesen scheinen keine Iris zu haben, nur das Weiß der Augen kontrastiert mit dem ausgefüllten Schwarz der Pupille.

Die Tür knallt krachend ins Schloss, und Martin lehnt sich mit dem Rücken gegen die Türe, hält die Klinke mit einer Hand nach oben und schnauft durch. Da er aktuell keinen Plan hat, bleibt er einfach liegen und wartet darauf, dass die Kreaturen von alleine klein begeben, sodass er einen Weg finden kann, um diese Tür so weit zu verschließen, dass er beruhigt in die Stadt gehen kann. Doch das Toben und Treiben hinter der Tür will kein Ende nehmen und immer mal wieder versuchen es die Kreaturen, die Klinke herunterzudrücken, bis Martin beginnt, sich einen Alternativplan zurechtzulegen, wofür er allerdings nicht die nötigen Mittel hat. Im eigentlichen Sinne will er zunächst etwas suchen, was die Klinke oben hält – einen Stuhl oder etwas ähnlich Hohes, was verkeilbar ist –, um dann etwas Schweres herbeizuholen, das den Eingang für immer versperrt. Doch für beides fehlt ihm die Möglichkeit, sich von diesem Platz zu entfernen, bis ihm etwas auffällt, was sein Blut sogleich gefrieren lässt: Die Kreatur, die ihn in der Stadt überfallen hat – und Martin erkennt diese an den Verunstaltungen, die er ihr zugefügt hat – muss ihn verfolgt

haben, denn nun steht sie inmitten des Eingangsbereiches des MPA und sucht nach den Geräuschen, die es hört.

»Reden die miteinander?«, fragt sich Martin leicht panisch, denn er spürt, dass die Kreaturen hinter der Tür vermehrt Radau machen und immer mal wieder gegen die Türe springen, so sehr rumst es nach draußen in Martins Rücken.

Dann erkennt er zudem, dass die Kreatur im Eingangsbereich scheinbar nicht alleine gekommen ist.

»Sie bewegen sich im Rudel«, sagt er sich und sieht seine Optionen neu gemischt, denn die Möglichkeit, die Tür, die er soeben bewacht, so zu verschließen, dass keine Kreaturen herauskommen, kann er vergessen.

»Nach vorne werde ich nicht raus können«, sagt er sich, »denn dort werden vielleicht hunderte Kreaturen warten – also muss ich nach hinten, durch die Kantine nach draußen und dann...«

Die Kreatur, die ihn in der Stadt angegriffen hat und die er abgewehrt hat, entdeckt ihn und macht sich auf den Weg. Gemeinsam mit knapp zwanzig anderen Kreaturen ist sie ihm zum MPA gefolgt und kommt jetzt auf ihn zu. Schnell lässt Martin die Klinke los, rappelt sich auf, greift nach der Tasche, in der seine gesammelten Sachen stecken, und flüchtet, am Anfang noch leicht schlitternd, dann immer sicherer, durch die Kantine, schmeißt diese in der Hoffnung zu, dass sie eine Barriere darstellt, läuft an den Stühlen und Tischen vorbei, erreicht die Terrassentüren, reißt eine davon auf und schaut sich um – die Kreaturen sind nicht weit hinter ihm, da sie durch das Loch in der Eingangstür zur Kantine schlüpfen.

»Das sind ja Hunderte!«, erschreckt Martin, als er zurückblickt und für einen Moment steif wird, ehe er sich selbst an seine Flucht erinnert, sich umdreht, auch diese Türe verschließt, über die steinerne Terrasse läuft, dabei einmal sehr schmerzhaft an der Kante eines Tisches mit dem Oberschenkel vorbeischrämt, aufschreit, sich zu seinen Verfolgern umdreht und für den Moment beruhigt sein kann, denn diese werden durch die Kantine erst einmal blockiert. Martin hält sich derweil sein Bein und spürt, wie der Schmerz über seinen Oberschenkel in seinen Körper strahlt, doch das Adrenalin in seinem Körper kehrt sogleich zurück, als er sieht, dass die Kreaturen im Begriff sind, die Klinke auszutesten. Ohne sich weitere Gedanken zu machen, sprintet er unter großen Schmerzen die Treppe in den Park hinunter und rennt über die Wiese, als er hört, dass die Kreaturenmeute es geschafft hat, die Barriere zu überwinden und nach draußen auf die Terrasse strömt.

Martin rennt unter die Bäume und will zum See, weil er hofft, dass Wasser den Kreaturen mit den vielen Eiterblasen stark zusetzen würde, doch kaum ist er unter die Bäume getreten, da vermisst er plötzlich die Geräusche der Kreaturen, sodass er sich umdreht und verwundert dreinblickt, als er keine einzige dieser Kreaturen mehr auf der Terrasse sieht.

»Was ist denn jetzt los!«, schreit er zu sich selbst und hat plötzlich noch mehr Angst, da er nicht weiß, ob die Kreaturen vielleicht eine Sonnentarnung haben oder ihn anderweitig angreifen werden. Doch nichts dergleichen geschieht, und Martin fragt sich, was denn nun passiert sei, dass die Kreaturen die Verfolgung abgebrochen haben. Um ganz sicher zu gehen, erhöht Martin noch ein wenig die Distanz zwischen sich und dem MPA-Gebäude, geht zum Wasser und trinkt erst einmal etwas; von den Gegnern fehlt weiter jede Spur.

»Das Wesen in der Stadt hat sich normal in der Sonne bewegt«, fasst er für sich zusammen, »und die Wesen im MPA haben gemeinsam gegen mich agiert, haben versucht, mich zu fangen. Sie jagen also einzeln oder in der Gruppe und haben an sich kein Problem mit der Temperatur, der Sonne oder anderem. Und auch wenn ich vermutet habe, dass die Kreatur, die ich in der Stadt verwundet habe, jetzt wie ein Frosch, der sich zu lange in der Sonne aufhält, eingehen würde, dann habe ich mich eindeutig getäuscht. Aber warum haben die Kreaturen die Verfolgung abgebrochen? Ich meine, was ist hier, das sie davon abhält, mich weiter zu jagen? Hier sind doch nur Bäume, eine Wiese und...«

In diesem Moment kommt Martin eine Idee.

»Was ist, wenn die Kreaturen mich zwar gejagt haben, weil ich ein feindliches Wesen darstelle, aber vor allem, weil sie etwas beschützen wollen? Angriff als beste Verteidigung! Vielleicht haben sie mich mit dem Ziel gejagt, mich unschädlich zu machen oder zu töten, doch als sie merkten, dass ich das Gebäude verlassen hatte – da brauchten sie mich nicht weiter zu jagen, da sie ihr Ziel erreicht hatten. Ja, entweder das oder sie haben vielleicht Probleme mit Bäumen oder Sträuchern. Wobei mir die erste Vermutung eher einleuchten würde.«

Indem Martin das Gebäude weiter beobachtet, füllt er die Flaschen auf, die er in seiner Tasche transportiert.

»Ich muss bald etwas zu essen finden, denn die Zuckerstückchen werden nicht lange ausreichen!«, stellt er fest und lutscht zwei Stück. »Was die Kreaturen wohl essen werden?«, fragt er sich. »Immerhin müssen die sich doch wahrscheinlich auch ernähren!«

Doch dann fällt ihm ein, wie die Kreatur, die er als erstes in der Stadt beobachtet hat, den Inhalt der eigenen Warzenblasen ausgetrunken hat, und ihm wird bei diesem Gedanken erneut übel.

»Was ich jetzt vor allem brauche, ist neben Essen einen Plan!«, sagt sich Martin. »Denn irgendwie muss ich vorankommen, ganz gleich wie!«

Da er sich nun sicherer fühlt, sucht er sich einen Baum auf einer leichten Anhöhe neben dem Wasser, setzt sich so mit dem Rücken gegen den Stamm, dass er das Gebäude und am Gebäude vorbei einen kleinen Ausschnitt der nahen Stadt sehen kann, und fragt sich, wohin diese Flucht noch gehen soll, wenn die Kreaturen auf dieser Erde alle so sind wie die in dieser Stadt.

»In die Stadt kann ich kaum mehr zurückkehren – dort wird wohl jede Kreatur mittlerweile wissen, dass ich als Feind anzusehen bin, was bedeutet, dass mich alle bedingungslos attackieren werden, wie es diese hier getan haben! Ich werde also auf jeden Fall den Weg fort von dieser Stadt suchen müssen – doch in welche Richtung?«

Indem er sich in alle drei verbliebenen Richtungen dreht, versucht er, sich die Karte der Stadt und deren Umgebung vor das geistige Auge zu holen.

»Wenn ich mich nach links orientiere, kommen erstmal lange Zeit nur Felder, dann die Autobahn und dahinter sind viele kleine Ortschaften – es dauert, bis ich die nächste größere Stadt finde! Nach rechts kann ich kaum gehen, weil dort die Berge sind, und nach hinten wird es schwierig, weil dort ebenfalls lange nichts ist – gibt es da überhaupt eine Stadt in der Nähe? Eigentlich nicht! Die nächste Stadt ist und bleibt jene, die ich vom Dach aus gesehen habe – aber dafür werde ich um die Stadt herum müssen, wobei ich nicht zu nahe an sie herankommen darf, da mir sonst die Kreaturen als Verfolger drohen. Das bedeutet, dass ich auf jeden Fall rechts vorbei muss, da dort der Fluss ist – das ist die Lösung! Wenn es mir gelingt, über die Brücke zu kommen, dann kann ich auf der anderen Flussseite so lange am Ufer entlanglaufen, bis ich in die nächste Stadt gelange – die auch wieder eine Brücke hat, weil sie am selben Fluss liegt. Und da es jetzt erst früher Nachmittag ist, kann es mir noch gelingen, die Brücke vor dem Abend zu erreichen – vielleicht ist sie ja mein Schutz vor den Kreaturen!«

13. Kapitel

Martin sucht sich den Weg über die Felder, die zu dieser Jahreszeit normalerweise in voller Frucht und Blüte stehen, doch genauso wie die Stadt ein Bild der Verwahrlosung darbietet – überall wuchert es ohne Kontrolle und nirgendwo sieht Martin ein Feld, das ordentlich bebaut oder eine Wiese, deren Gras geschnitten ist. Selbst die alten Wege sind nur noch dadurch begehbar, weil dort früher einmal ein sicherlich tadelloser Teer- oder Schotterteppich gelegen hat, in dessen Aufsplitterungen jedoch die Natur sich Stück für Stück zurückkämpft.

Martin wandert den alten Wegen entlang, die teilweise mit meterhohen Bewachungen begrenzt sind, klettert über morsche Zäune, die bei der kleinsten Belastung zusammenbrechen, durchquert kleine Wäldchen – und hat immer einen Blick auf die Umgebung, die ihm nicht selten Angst einjagt und die sich in einem latenten Verfolgungswahn äußert, insbesondere, wenn das Gras an den Wegrändern höher steht, als er sehen kann.

So wandert er in einem möglichst weiten Bogen um die Stadt herum und versucht dabei, den Fluss und die Brücke darüber nicht aus den Augen zu verlieren, als er an eine kleine Steigung gelangt, die sich rechts vom Weg nach oben windet. Kurzerhand entscheidet er sich, auf die kleine Anhöhe zu steigen, um nach den langen Märschen durch die Walachei einen Überblick über die umliegenden

Landschaften zu erhalten, in denen er sich kaum auskennt. Einerseits möchte er sehen, wie weit es noch bis zur Brücke ist, die er noch bis zum Ende des Tages zu erreichen hofft, andererseits möchte er sich einen Eindruck davon machen, ob er verfolgt wird und wenn ja, wie zahlreich und nahe seine Verfolger sind.

»Hoffentlich gibt es gar keine Verfolger!«, hofft Martin, doch das plötzliche Zurückbleiben der seltsamen Kreaturen im MPA-Gebäude hat ihn trotz des eindeutigen Rückzugs stutzig und unsicher gemacht; auch weil er denkt, dass das Wesen, das er in der Stadt, im Eckhaus, gefunden hat, ihn direkt angegriffen hat.

»Ich muss wissen, ob diese Wesen nach einem bestimmten Verhaltensmuster oder nach einer ausgeklügelten Strategie handeln, wie es der Rückzug andeutet, oder ob diese Kreaturen vielleicht nur Befehle einer wie auch immer gearteten Macht empfangen und daher steuerbar sind! Ich meine, es ist nicht eindeutig gesagt, dass die Kreaturen im MPA-Gebäude und das eine Wesen in der Stadt die einzigen sind. Prinzipiell habe ich keinerlei Ahnung, wie viele Wesen gerade auf dem Weg sein können, um mir irgendwo eine Falle zu stellen!«, analysiert Martin nüchtern und ist froh, dass er nach der ganzen Hektik der letzten Stunden endlich wieder auf seinen logischen Verstand vertrauen kann.

Während er sich Gedanken um eine mögliche Strategie seiner Gegner macht, ist er inzwischen auf dem obersten Punkt der Anhöhe angelangt, stellt sich unter den einzigen Baum, der dort oben für Schatten sorgt, dreht sich um und blickt in die leichte Senke hinein, in der er die Stadt vor sich ausgebreitet sieht. Wirklich viel Neues sieht Martin nicht, auch keine Verfolger hinter sich – zumindest nicht auf den Wegen, die er einsehen kann. Beruhigt über diesen Umstand sucht er die Stadt nach weiteren Bewegungen ab und sieht mehrfach irgendwelche Bewegungen, doch diese sind mehr Schatten als Konturen einer realen Bewegung und können auch von den Reflektionen der Sonnenstrahlen oder vom Wind verursacht worden sein, der etwas durch die Straßen treibt.

»Es ist auf jeden Fall besser, dass ich mich weit entfernt von der Stadt aufhalte, denn wer weiß, was passieren würde, wenn eine Horde dieser Kreaturen über mich herfiele, wie es im MPA beinahe passiert wäre?! Die eine Kreatur in der Stadt war leicht abzuschütteln, denn die wog kaum mehr als ein fünfjähriges Kind und war scheinbar nur noch verfaulte Haut und Knochen, doch selbst das schwächste Wesen kann ziemlich stark sein, wenn es in Massen auftritt!«

Indem sich Martin von seinem Aussichtspunkt versucht, die Wege zu merken, die er gehen muss, um noch vor dem Sonnenuntergang sein Ziel zu erreichen und dennoch immer die Möglichkeit zu haben, die umliegende Landschaft einzublicken, bemerkt er, wie zuvor in der Stadt, im Augenwinkel eine Bewegung, die ihn aus dem Auswendiglernen und Vorstellen der Wege aufschrecken lässt. Scharf beobachtet er den Punkt, an dem er die Bewegung vermutet, doch nichts ist zu sehen, sodass er nach einer Weile daran glaubt, dass es eine einmalige Bewegung eines Blattes

oder eines ähnlichen Zufalls gewesen sein muss. Die Anhöhe hinabsteigend trinkt er einen Schluck Wasser und macht sich wieder auf den Weg, der ihn wiederum an einigen Feldern und Wiesen vorbeiführt, in denen sich Martin unwohl und beobachtet fühlt.

»Worin liegt der Ursprung dieser Wesen?«, fragt er sich indessen, als er zwischen zwei ehemaligen Feldern unterwegs ist, deren verwilderte Pflanzen so sehr verdorrt sind, dass man glauben kann, eine riesige Hitzewelle würde über das Land ziehen.

»Menschlichen Ursprungs können sie schon sein«, schließt er aus der menschenähnlichen Gestalt der Wesen, »aber irgendwie sind sie es doch nicht. Ich habe irgendwo mal gelesen, dass Außerirdische, wenn es sie denn geben mag, ähnlich wie die Menschen aussehen müssen, weil es für Leben immer dieselben sechs, sieben Stoffe in einer bestimmten Zusammensetzung geben muss, woraus sich das Leben aber nur nach einer bestimmten Maßgabe entwickeln kann. Aber war die Schlussfolgerung aus dem Gedankengang nun, dass alle Außerirdischen wie Menschen aussehen müssen, weil sie uns sonst nicht besuchen können, oder dass eine Evolution, auch auf einem anderen Planeten, ähnlich verlaufen muss? Aber was ist dann mit der Gravitation auf dem anderen Planeten? Die Lebewesen müssen dann doch ganz anders aussehen! Immerhin konnten die Dinosaurier auch nur so groß werden, weil ihr Gehirn so klein war, dass der Körper den Bluttransport in eine solche Höhe bewerkstelligen konnte. Wir Menschen können mit unseren Gehirnen niemals so groß werden!«, schließt Martin für sich und bleibt stehen, weil er findet, dass er damit einen zentralen Gedankengang gefunden hat.

»Angenommen, das hier ist wirklich kein Traum und angenommen, das Schwarze Loch, das im MPA erzeugt wurde, hat es tatsächlich möglich gemacht, dass der Weg zwischen einer fremden Galaxis, in der Lebewesen existieren, und unserem Planeten so minimal wird, dass es diesen Wesen gelingt, in unsere Welt zu kommen – dann sind die Kreaturen Außerirdische! Sie sind kleiner als wir Menschen und von einer anderen körperlichen Statur, scheinen aber nicht dumm zu sein und können sich in der Gruppe bewegen. Dass sie keine körperliche Stärke haben, könnte damit zusammenhängen, dass sie evolutionär auf einer höheren Stufe stehen als wir, in der man vielleicht seinen Körper nur noch braucht, um das Gehirn mit allem Nötigen zu versorgen. Die Frage bleibt aber dann, warum diese Wesen dann keine technischen Gerätschaften besitzen, mit denen sie mich erledigen können – wenn sie doch scheinbar keine Kraft besitzen, um mich zu jagen! Aber vielleicht liegt es einfach daran, dass sie durch das Schwarze Loch nichts mitnehmen konnten oder auf dem Weg hierher alles vernichtet wurde, sodass sie sich erst in unserer Welt zurechtfinden müssen, ehe sie uns alle besiegen können! Wie aber dann die verlassene Stadt mit ihren leeren Häusern dazu passt und die ganze Welt, die wirkt, als wären einhundert Jahre vergangen, in denen nichts außer Verfall angesagt war – und wie ich diese Zeit überleben konnte – das passt alles noch nicht! Wenn wir tatsächlich einige Jahre oder Jahrzehnte weiter sind – warum bin ich dann noch so, wie ich

gestern in den Fahrstuhl stieg? – wenn es denn gestern war! Und dann der Briefkasten! Was hat der Briefkasten mit dem Ganzen zu tun? Wo liegt der Schlüssel, der das Ganze zusammen...«

In seinem Rücken raschelt es und gedankenschnell fährt Martin herum, sieht, wie sich etwas in den verzweigten Büschen bewegt, und weiß sofort, dass er verfolgt wird.

»Hoffentlich ist es nur eins dieser Wesen! Und am besten das aus der Stadt!«, sagt er sich und läuft, ohne nach dem Weg zu suchen, los. Schnell springt er vom Weg ins seitlich gegenüberliegende Gebüsch, eilt über einige Wurzeln hinweg in das Wäldchen hinein, das sich an die überwuchernden Felder anschließt, und macht erst nach einigen Minuten halt, um sich nach seinem Verfolger umzuschauen. Seinen schnell gehenden Atem gedämpft haltend, versteckt er sich hinter einem breiten Baumstamm und horcht zunächst, doch als er nichts außer Vogelzwitschern vernimmt, wagt er einen Blick um den Baumstamm und sofort gefriert sein Blut zu Eis, denn das Wesen, das ihn verfolgt, steht kaum mehr als fünf Meter von ihm entfernt vor dem Baum und sucht scheinbar nach der Richtung, in der sich Martin versteckt.

»Es wird mich finden! Es wird mich finden!«, schießt es ihm durch den Kopf; sogleich macht er sich kampfbereit und presst sich so nahe an den Baum, wie es nur möglich ist.

»Worauf wartet es?«, fragt sich Martin, als er weiter am Baumstamm vorbeiblickt, in den Rücken des Wesens, das, ohne sich zu rühren, in genau die andere Richtung blickt.

Wie versteinert wartet das Wesen, und Martin mustert den Rücken des völlig nackten Wesens, an dem sich viele der warzenartigen Blasen befinden, die er auch bei dem Wesen aus der Stadt bemerkt hat. Zum Glück für Martin ist der Wind ruhig, sodass nur wenig von der fauligen Luft, die um das Wesen herumsteht, zu ihm herübergeweht kommt, während er sich weiterhin fragt, was das Wesen damit bezweckt, die ganze Zeit mit dem Rücken zu ihm zu stehen.

»Was will es erreichen? Dass ich mich zeige? Dass ich vielleicht angreife? Wie stark kann das Wesen wohl schon sein?«, fragt er sich und überlegt, ob es das gleiche Exemplar wie jenes aus der Stadt sein könnte, doch dann fällt ihm auf, dass es ganz anders gebaut ist, wobei er sich nicht sicher sein kann, wie viel Aussagekraft diese Feststellung besitzt.

»Ich müsste es doch eigentlich ganz leicht besiegen können!«, sagt sich Martin und beginnt bereits, den Boden nach möglichen Stolperfallen abzusuchen, als ihm in den Sinn zurückkommt, wie sehr er nach dem Angriff in der Stadt gestunken hat, so sehr, dass er auf jeden Fall seine Kleidung wechseln musste – und neue hat er keine bei sich.

»Die Fackeln!«, sagt er sich, »doch wie kann ich eine anzünden, ohne dass das Wesen es merkt? Spätestens bei dem Geräusch, wenn ich das Streichholz entzünde, wird es sich umdrehen und wissen, dass ich hier bin. Aber es muss doch wissen, dass ich hier hinter dem Baum bin! Denn warum sollte es sonst auf der Stelle stehenbleiben und genau in die andere Richtung blicken, in der

ich steh! Wenn es mich bis hierher verfolgt hat und seine Suche einstellt, kann das nur bedeuten, dass es weiß, dass ich mich hier hinter dem Baum befinde. Aber was will es mit...«

Just in dem Moment, als er sich diese Frage stellt, weiß er die Antwort und diese ist so beklemmend für Martin, dass er, ohne weitere Fragen zu stellen, hinterm Baum hervorkommt und sich bereit macht, gegen das Wesen zu kämpfen, sollten seine Klamotten danach stinken oder nicht.

»Bevor es Erfolg hat und die anderen Wesen herbeiruft!«, sagt sich Martin und hat zwischenzeitlich aus seiner Tasche eine Fackel genommen, ohne diese jedoch mit Öl zu übergießen und anzuzünden, sieht, wie sich das Wesen beinahe behäbig umdreht und seinen Gegner fixiert.

»Die Wesen haben auf jeden Fall alles, was wir Menschen auch haben – wenn auch in sonderbaren Formen!«, bemerkt Martin, als er Auge in Auge mit dem Wesen steht und in dessen Gesicht Nase, Ohren, Augen und Mund einwandfrei ausmachen kann. Beide Kontrahenten sind knappe fünf Meter auseinander und belauern sich; während Martin sich seitwärts bewegt und dabei aus dem Gedächtnis versucht, über den Waldboden nicht zu stolpern, wartet das Wesen und bewegt sich weder in eine abwehrende noch in eine angriffslustige Position. Indem sich Martin weiter zur Seite bewegt, ohne dass er einen genauen Grund für seine Bewegung kennt, belauern sie sich weiter, und Martin erkennt, wie das Wesen mit seinen Augen, die ohne das Weiß menschlicher Augen sind, mehr der nicht brennenden Fackel folgt als seinen eigentlichen Bewegungen.

Als Martin dieses Folgen mit den Augen als Respekt vor seiner Waffe deutet, macht er einen Ausfallschritt nach vorne und tut so, als würde er mit dem Holzbein nach dem Wesen schlagen wollen, und obwohl sein Schlag deutlich vor dem Wesen durch die Luft zischt, springt dieses von der Stelle zurück, dreht sich um und flüchtet in die Richtung, aus der es gekommen ist. Martin blickt dem flüchtenden Wesen hinterher und bemerkt, dass dieses neben der menschlichen Art des Laufens vor allem eine hohe Geschwindigkeit erreicht, wenn man mit betrachtet, dass es sich um einen Waldboden voller alter, morscher Äste handelt. Doch nicht ein einziges Mal stolpert das Wesen oder bleibt stehen, um sich nach einem möglichen Verfolger umzublicken; mit einer unmenschlichen Hast ist es bald Martins Blickfeld entschwunden und dieser wundert sich immer mehr über die Kreaturen, die neben ihrem seltsamen Geruch vor allem keine einheitliche Verhaltensweise an den Tag legen.

»Es hat ganz bestimmt nach anderen Wesen gerufen«, schlussfolgert er, »auch wenn ich diese Rufe vielleicht nicht hören konnte. Aber mitunter funktioniert das bei den Kreaturen ja über Telepathie oder auf eine andere Art und Weise, die mir als Mensch unbekannt ist! Hierbleiben kann ich auf keinen Fall!«, wird ihm schnell klar.

Da Martin seinen ursprünglich auf der Anhöhe gefassten Plan nicht so umsetzen kann, wie er sich das gedacht hat, braucht er jetzt einen neuen, der zugleich die veränderte Entwicklung mit einberechnet.

»Die alles entscheidende Frage wird sein, wie die Wesen mich entdecken können!«, sagt sich Martin, während er seine Fackel zurück in die Tasche packt, die er hinter dem Baumstamm gelassen hat. »Wenn sie es schaffen, mich wie einen Hund zu wittern, sieht es schlecht für mich aus! Wenn das Wesen nur so weit flüchtet, wie ich es noch im Blick habe, wird es mich weiter verfolgen. Außerdem habe ich keinerlei Ahnung, wie sehr die Wesen strategisch denken können, was bedeutet, dass ich mir nicht vorstellen kann, wie sie denken und aus ihren Gedanken handeln!«

Indem er umherblickt, sucht er nach einem Weg, der sich ihm anbietet, doch er will zunächst keinen finden, sodass er sich entschließt, soweit es ihm möglich ist, parallel zur ursprünglichen Route zu laufen, um neben dem Fortkommen auch festzustellen, ob ihm die Kreatur folgt.

»Vielleicht kann ich mich in einem Baumwipfel verstecken?«, überlegt er sich und blickt nach oben in die Baumkronen, doch dann wird ihm bewusst, dass dieser Plan ein hohes Risiko birgt, wenn die Kreaturen ihn tatsächlich erriechen können – er wäre dann die Katze auf dem Baum, der von bellenden Hunden umgeben wäre.

»Ich sollte mich auf keinen Fall in eine Situation bringen, in der ich nur eine einzige Möglichkeit habe!«, nimmt er sich vor. »Wenn es nicht anders gehen sollte, klar, aber das sollte ich immer betrachten, wenn ich mich frage, was ich als Nächstes mache! Also, was mache ich jetzt?«

Martin ist noch zu keinem ernsthaften Entschluss gekommen, als er eine kleine Senke inmitten des Waldes findet, einige Schritte darum macht, schnell hineinspringt und hofft, dass das Blätterwerk auf dem Boden ihn trägt. Es hält und ohne große Geräusche zu machen, legt er sich flach auf den Bauch und sucht mit seinem Blick über den Rand das zurückliegende Waldstück nach seinem Verfolger ab. Martin fühlt, wie eine kleine Ewigkeit für ihn vergeht, doch von seinem Verfolger gibt es keine Spur; Nichts bewegt sich unnatürlich und auch die Vögel zwitschern, als wäre alles im Wald normal.

»Ich denke, dass ich zumindest den einen Verfolger losgeworden bin!«, sagt er sich und kniet sich aus seiner liegenden Position hin. »Aber was mache ich jetzt? Soll ich immer noch, wie es der Plan war, zum Fluss, um auf der anderen Seite zur nächsten Stadt zu gelangen? Kann ich überhaupt noch die Brücke erreichen, bevor es dunkel wird?«

Fragen über Fragen, die alle für den Moment unbeantwortet bleiben müssen, dringen auf Martin ein, nachdem die Anspannung durch die Verfolgung langsam abklingt. Er entscheidet sich, den ursprünglichen Plan so lange beizubehalten, bis ihm ein besserer einfällt, oder er erkennen muss, dass er das Ziel nicht würde halten können, um dann zu improvisieren.

Mit der Tasche über die Schulter geworfen macht er sich auf, den Weg durch den Wald weiterzuverfolgen, und achtet darauf, in regelmäßigen Abständen das Gebiet in seinem Rücken zu beobachten, ob nicht doch eine ganze Horde mittlerweile auf ihn zurückkommt. Die Sonne am Himmel neigt sich dem Untergang zu, und Martin vermutet, dass er sein gestecktes Ziel, das

Erreichen der Brücke, wohl nicht mehr realisieren würde, als er in der Ferne einen alten Waldweg sieht, der aufgrund der Schotterung des Weges trotz des Wildwuchses noch erkennbar ist.

»So ein Weg ist auch immer eine gute Gelegenheit für den Verfolger, weit nach vorne zu blicken, um mich zu entdecken«, glaubt Martin, doch als er dem Waldweg in gebührendem Abstand folgt, meint er ein Schild zu sehen, dessen Aufschrift so sehr abgeblättert ist, dass er den Inhalt aus der Ferne nicht entziffern kann. Da er sich jedoch fragt, in welche Richtung er unterwegs ist, überwindet er, nachdem er die gesamte Umgebung für mehrere Minuten kontrolliert hat, seine Bedenken und tritt auf den Weg, der sich an dieser Stelle gabelt.

»Rad- und Wanderrundweg RW1!«, liest Martin, als er direkt vor dem Schild steht, das zwar keine Schrift mehr trägt, aber die Stellen gut lesbar sind, an denen beizeiten etwas gestanden hat. »Hotel Schönblick zwei Kilometer!«, steht auf dem zweiten Wegweiser, während der dritte die Stadt benennt, aus der er gerade kommt.

»Da bin ich auf jeden Fall schon mal in die richtige Richtung gelaufen!«, schließt er aus dem Wegweiser, »denn nach all den Richtungswechseln war ich mir nicht mehr sicher, ob ich nicht vielleicht schon wieder Richtung Stadt unterwegs bin. Aber wohin jetzt? Wenn doch hier nur eine Landkarte aufgestellt wäre, könnte ich herausfinden, ob dieser Rad- und Wanderweg in Richtung Brücke führt oder ob ich es vielleicht riskieren soll, das Hotel aufzusuchen. Vielleicht ist das in einem besseren Zustand als die Stadt! Immerhin steht es so weit draußen, dass es mitunter von dem seltsamen Verfall verschont sein kann!«

Martin entscheidet sich aufgrund des Wissens darum, dass er die Brücke an diesem Tag wohl nicht mehr erreichen würde, für das Hotel, weil er glaubt, dass dort seine besten Chancen bestehen, etwas Essbares oder vielleicht sogar ein Bett für die Nacht zu finden – auf lebende oder auch Hinweise auf tote Menschen wagt er gar nicht zu hoffen. Trotz seiner Vermutung, dass er auf dem Weg am ehesten gesehen wird, will er nun, da er weiß, dass sich das Hotel in zwei Kilometern Entfernung befindet, so schnell wie möglich dorthin gelangen; die Geschwindigkeit in dem Maße vergrößernd, wie er sich weniger umblickt, um nach Verfolgern zu schauen, erreicht er nach einem kurzen Marsch den Parkplatz des Hotels, der dem Gebäude vorgelagert ist. Wie auch überall sonst – außer im Gebäude des MPA – sieht der Parkplatz ungepflegt und alt aus; gerade so, dass Martin schon alle Hoffnung verlässt, dass er ein noch möbliertes Hotelzimmer vorfinden wird.

»Ich darf mich auf keinen Fall überraschen lassen!«, sagt er sich selbst. »Denn wenn die Kreaturen ein Gespür für meine Handlungen besitzen – oder gar meine Gedanken lesen können, woran ich bisher noch gar nicht gedacht habe – obwohl sie dafür meine Sprache sprechen müssten – müssen sie das wirklich? – wie dem auch sei, ich darf mich nicht überraschen lassen, wenn ich ins Hotel gehe!«

Indem er den Parkplatz anstatt über den Weg zum Hotel zur Seite verlässt, schlägt er sich in ein dichtes Gebüsch, kämpft mit einer Vielzahl an stacheligen Ästen und Ranken, ehe er durch die Gebüsche hindurch ist und das Hotel zu seiner Linken deutlich sehen kann – doch die Seite, die ihm zugewandt ist, ist völlig zugewachsen. »Es sieht aber aus, als wäre das nicht der Haupteingang, sondern eine Seitenwand, die zu einem Bach weist, der vor dem Hotel herfließt! So eine Wand kann schon mal zugewachsen sein!«, versucht er sich Mut zuzusprechen und sieht unter dem ganzen Bewuchs ein ehemaliges Wasserrad, das so sehr zerbrochen ist, dass er es im ersten Moment nicht entdeckt hat – auch wohl, weil es sich nicht mehr bewegt, da nichts mehr im Wasser steckt. Je weiter er um das Gebäude herumgeht und immer mehr von der rückwärtigen Gebäudewand sieht, merkt er, dass auch hier die Fenster schwarz sind; eine tiefe Enttäuschung macht sich in ihm breit, an der er zum ersten Mal merkt, wie sehr er darauf gehofft hat, in diesem Hotel Nahrung und/oder ein Bett zu finden.

»Die Luft sieht aber sauber aus!«, stellt er für sich fest und kommt aus seiner sicheren Distanz hervor, umgeht das Gebäude, sieht in jedes Fenster, merkt, dass es überall dunkel dahinter ist, und tritt auf den Vorplatz des Hotels, auf dem die Sonne ihre letzten Strahlen schickt, und in diesem Augenblick bemerkt Martin die Schwüle des Abends mit einer Heftigkeit, dass es ihm kurz schwindelig wird, nachdem er fast den gesamten Nachmittag im kühlen und schattigen Wald verbracht hat.

Um sich vor der stehenden Hitze und den Sonnenstrahlen zu schützen, hastet er auf das Hotel zu, versucht die Türe zu öffnen, und obzwar der erste Versuch von der Tür abgewehrt wird, ist der zweite erfolgreich und Martin steht im kühlen Eingangsbereich des Gebäudes, das mal ein Hotel gewesen sein soll, denn nichts außer einer Theke, die er in einem der Nachbarräume findet, weist auf den ehemaligen Zweck des Gebäudes hin. Martin durchsucht alle Räume, behält dabei immer die Vorsicht und achtet darauf, erst einmal den Kopf wieder zurückzuziehen, ehe er in einen Raum tritt; systematisch arbeitet er sich durch das untere und obere Stockwerk, doch weder in den oberen Zimmern noch in der unten gelegenen Gaststätte samt Küche findet er einen beweglichen Gegenstand – und vor allem weder das erhoffte Essen noch das ersehnte Bett. Auch im Keller, dessen Tür sich in der weitläufigen Küche befindet, findet er rein gar nichts; mit dem Schein der Fackel leuchtet er jede Ecke aus, doch nichts ist an diesem Ort zu finden – das Gebäude wirkt wie die Häuser in der Stadt, wie nach einem atomaren Angriff und seit Jahrzehnten ohne Leben.

»Soll ich überhaupt hierbleiben?«, fragt sich Martin, als er alle Räume durchsucht hat und wieder in der Küche angelangt ist, »denn die Frage bleibt ja bestehen, dass ich zwar in diesem Hotel einen gewissen Schutz vor den Kreaturen habe, aber auch wie auf einem Silbertablett umzingelt werden kann. Immer unter der Voraussetzung, dass sie wissen, wo ich mich befinde – und wie viele es sind!«

14. Kapitel

Martin entscheidet sich nach langem Hin- und Herüberlegen für einen Verbleib im Hotel und richtet sich mit den Tüchern, die er aus dem MPA-Gebäude mitgenommen hat, im ersten Stockwerk einen Schlafplatz ein, von dem er in wenigen Schritten an einem Fenster sein kann, von wo er den Vorplatz und einen großen Teil des angrenzenden Parkplatzes überblickt. Die Frage, ob er vielleicht verschiedene Feuerstellen für die Nacht anzünden soll, um rund um das Hotel mehr Licht zu haben, beantwortet er selbst mit Nein, denn ein Feuer würde auf jeden Fall bedeuten, dass seine Gegner wüssten, wo er sich befindet.

Nachdem er seinen Schlafplatz fertig hat, nimmt er seine Tasche, geht ins Erdgeschoss hinunter und denkt nach, was er als Nächstes machen soll; die Abenddämmerung hat bereits eingesetzt und Martin merkt, wie es im weiten Blick in den umliegenden Wald immer dunkler und dunkler wird.

»Jetzt bereue ich es, dass ich das Hotel nicht verlassen habe«, spürt Martin eine aufkommende Verunsicherung. »Vielleicht habe ich ja Glück und die Kreaturen haben meine Spur verloren!«

Martin überlegt, was er noch tun kann, damit er in der Nacht möglichst viele Optionen hat; indem er über den Vorplatz geht, fallen ihm einige Steine auf, die mit einer spitzen Kante ideal zum Werfen sind. Da er für die Kreaturen, von denen er hofft, dass sie alle so schwach sind wie die eine, die ihn in der Stadt angegriffen hat, nicht sehr viel Kraft, sondern mehr Präzision braucht, sucht er sich jene Steine aus, die gut in der Hand liegen. Mühevoll trägt er die Steine auf seinen Armen balancierend in den Schlafraum und häuft sie wie ein Kugellager auf einem Piratenschiff in der Ecke an, bereit, um auf die Gegner zu feuern.

Mittlerweile ist die Dämmerung so weit fortgeschritten, dass Martin kaum mehr etwas unterhalb der Bäume im nahen Wald erkennen kann, und wenn er darüber nachdenkt, dass die Steine, die er soeben hochgeschleppt hat, genauso zur Waffe werden können, die sich gegen ihn selbst richtet, sollten die Kreaturen verstehen, wie man diese benutzt, will er sie eigentlich wieder loswerden – doch nun liegen sie in seinem Zimmer, in dem er sich nicht traut, sich schlafen zu legen, aus Angst vor einer Umzingelung des Hotels. Immer wieder stellt er sich die Frage, ob die Kreaturen ihn auch an diesem Ort finden würden, wie viele es sein würden und ob sie in der Gruppe stärker sind als einzeln, ob es ein Gruppenverhalten gibt, eine gemeinsame Angriffs- oder Verteidigungsstrategie, ob sie fähig sind, Waffen einzusetzen oder ihm bisher nicht bekannte Technologien, und viele andere Fragen mehr. Die Unsicherheit über die hereinbrechende Nacht und die Unkontrollierbarkeit der vorausliegenden Stunden lassen seine Phantasie in alle Richtungen sprießen, und mehrfach ertappt er sich dabei, wie seine Gedanken so weit abgedriftet sind, dass er sich tadeln muss, weil er dabei die Beobachtung der Umgebung unterlassen hat. Doch alles um ihn herum liegt in völliger Ruhe; nur selten hört er einen Vogel zwitschern und selbst der Bach, der am

Hotel vorbeifließt, ist so leise, dass er diesen nur hören kann, wenn er seinen Kopf aus dem fensterlosen Rahmen hinausstreckt.

Mittlerweile ist es tiefe Nacht und über dem gesamten Vorplatz liegt die schwüle Luft des sommerlichen Abends, dessen Hitze sich aufgestaut hat und nun über den Boden wieder langsam abgegeben wird. Im Hotelzimmer ist es kaum erträglich, die Hitze wallt durch den Raum, der von keinem Fenster geschützt und dennoch von keinem lauen Lüftchen durchzogen wird; alles um Martin herum ist still und nichts bewegt sich – umso mehr macht er sich Sorgen, dass dies die berühmte Ruhe vor dem Sturm ist.

Als er mit dem Kopf gegen einen Fensterholm gelehnt auf eine Veränderung wartet, fallen ihm die Augen zu – dabei hofft er, dass es schon morgen sei; dieses Mal schläft er richtig ein und träumt von der Begegnung in der Stadt, bei der er die Kreatur zwar in die Flucht schlagen konnte, aber nicht ohne seine Kleidung untragbar zu machen, die, vom eitrigen Gestank der Fäulnis durchtränkt, ihn schwindelig machte. Auch im Traum hat er den Geruch in der Nase, doch im Gegensatz zu der Szene aus seinen Erinnerungen kann er im Traum die Kleidung nicht ausziehen; ganz gleich, wie er auch an den Kleidungsstücken zieht – sie wollen sich einfach nicht abstreifen lassen. Während er mit seinen Kleidungsstücken kämpft, dabei vor Schwindelgefühlen taumelt und sich mit letzter Mühe auf den Beinen hält, kehrt die Kreatur zurück, platziert sich vor Martin und wartet auf einen geeigneten Moment, um diesem direkt ins Gesicht zu springen. Sogleich ist Martin wach und spürt die Müdigkeit seines Körpers, der nach den Anstrengungen des Tages und der unnatürlichen Schlafposition mit Muskeltaubheit und Schmerzen reagiert, die ihn durchfahren. Langsam bewegt er sich durch den Raum, legt sich auf seinen Schlafplatz, dehnt sich in alle Richtungen und ist drauf und dran, erneut einzunicken, als er draußen, direkt auf dem Vorplatz, ein Geräusch hört, das eindeutiger kaum sein kann. Sogleich sind alle seine Muskeln angespannt, und indem er in die Dunkelheit hinaushorcht, sucht er nach weiteren Geräuschen, die ihm helfen sollen, zu erkennen, ob sich etwas auf das Hotel zu- oder wegbewegt.

»Da, schon wieder!«, sagt er sich, als er ein weiteres Geräusch hört, nun schon deutlich näher.

Langsam rollt er sich zur Seite und versucht dabei, keinen Laut zu verursachen; zwischendurch hält er immer wieder inne, um nach draußen zu hören.

»Entweder haben die mich gehört oder haben festgestellt, dass sie zu laut sind, denn ich höre nichts mehr!«, stellt Martin fest und presst seinen Körper gegen die Außenwand unterhalb der fensterlosen Rahmen, greift mit seinen Fingern nach einem der Steine, versucht diesen ohne Geräusch vom Stapel zu lösen, traut sich Zentimeter für Zentimeter mit seinem Gesicht nach oben, sieht zunächst das steinerne Fensterbrett, dann den schemenhaften Wald im Hintergrund, ehe er den Rand des vom Mond schwach ausgeleuchteten Vorplatzes erkennt, an dem sich eindeutig Schatten bewegen.

»Mist! Sie haben mich gefunden!«, schreit es durch Martins Kopf. »Woher kann ich wissen, ob die nicht schon im Hotel sind? Vielleicht sogar schon im Flur! Woher will ich wissen, wann sie angreifen, wenn sie sich scheinbar so leise bewegen können, dass ich sie nicht hören kann, selbst wenn ich unendlich aufmerksam bin!«

In diesem Moment hört Martin es erneut rascheln und ohne nachzudenken zieht er den Kopf ein, streift mit seiner Backe an der rauen Wand entlang, spürt das Brennen und muss hart mit sich kämpfen, um nicht lauthals loszuschreien. Ohne über die Konsequenzen seiner Handlung nachzudenken, lässt er den Stein, den er in seiner Hand gehalten hat, los. Dieser fällt aus geringer Distanz zu Boden, und noch während Martin sich das Gesicht hält, hört er, wie es draußen lauter und lauter wird, als hätte sich eine ganze Horde der Kreaturen in Bewegung gesetzt. Martin hat solche Schmerzen in seiner pochenden Backe, dass er sich kaum auf die bevorstehende Abwehr konzentrieren kann und bekommt daher nicht mit, dass sich die Geräusche vom Hotel entfernen, anstatt näher zu kommen. Mit nachlassendem Schmerz – oder der Gewöhnung daran – packt er erneut den Stein, den er vorher in der Hand gehalten hat, springt auf, dreht seinen Körper mit einer halben Drehung und feuert den Stein mit aller Kraft auf den Vorplatz, auf dem er krachend aufschlägt – ohne auch nur irgendein größeres Lebewesen zu treffen. In diesem Augenblick, in dem Martin am Fenster des Hotels steht und auf den Vorplatz niederblickt, merkt er, dass der Platz, den er einsehen kann, ohne Gegner ist; schnell hat er eine Fackel angezündet, versucht dabei, den Platz nicht aus den Augen zu lassen, und wirft diese Fackel brennend in die Dunkelheit hinab; im weiteren Rund des ausgeleuchteten Bereichs sieht er noch, wie zwei Wildschweine durch die Büsche sprengen und mit der ganzen Gruppe vom Hotel fliehen.

»Wildschweine!«, atmet Martin erleichtert auf. »Natürlich! Wildschweine! Warum denn auch nicht!« Kopfschüttelnd muss sich Martin nach der Anstrengung und den Schmerzen auf dem Boden ausstrecken; nach einer kurzen Pause kommt ihm der Gedanke, dass es wahrscheinlich ein Fehler ist, eine brennende Fackel auf dem Vorplatz zu haben, die weithin anzeigt, dass im Hotel etwas Besonderes zugange ist. Langsam und dabei viele seiner Knochen und Muskeln spürend, steht Martin auf, geht im Dunkeln durch den langen Gang bis zur Treppe, diese hinunter, tastet sich durch den sehr dunklen Empfangsraum und erreicht die Eingangstüre ohne Zwischenfälle, tritt in die Wärme der Nacht hinaus, ist sogleich von Mücken umgeben, sieht die Fackel und fragt sich erst jetzt, was er wohl machen würde, wenn die Kreaturen einer nach dem anderen auf ihn zugestürmt kämen.

»Irgendwie ist mir das jetzt auch egal!«, tönt es von seiner inneren Stimme, und nach all den Momenten der Jagd durch die Wälder und Felder ist es ihm in diesen frühen Morgenstunden, als gäbe es eine Wende in seinem Denken – weg von dem feigen Verstecken hin zu offensiveren Gedanken. Woher diese plötzliche Veränderung kommt, weiß Martin selbst nicht, doch trotz der

Überraschung über diese Veränderung fühlt er sich so sicher wie seit langem nicht mehr, als er auf den Vorplatz tritt, zur Fackel geht und diese so bedächtig wie nur irgendwie möglich aufhebt, so aufreizend, als wolle er seinen möglichen Angreifern sagen, dass sie nur zu kommen brauchen, um sich eine Abreibung abzuholen. In diesem Augenblick, auf dem Vorplatz, hätte Martin bis auf sein Blut gegen alle Mächte dieser und aller anderen Welten gekämpft, doch nachdem er spürt, dass ihn in den nächsten Momenten kein Gegner angreifen wird, macht er sich wieder auf den Weg zurück ins Hotel, leuchtet mit der Fackel den Weg über die Treppe und den langen Flur, macht das Feuer im Zimmer aus und legt sich hin; bereits nach wenigen Momenten ist er so entspannt, dass er vor Müdigkeit augenblicklich einschläft und traumlos bis zum Morgengrauen durchschläft.

15. Kapitel

Noch nie in seinem ganzen Leben hat ihn ein Schlaf so erfrischt wie dieser Dreistundenschlaf bis zum Morgen, an dem Martin mit den ersten Sonnenstrahlen geweckt wird. Im Halbschlaf glaubt er zunächst, dass ihm einer eine Lampe ins Gesicht halten würde, doch als er blinzeln versucht festzustellen, wer das denn sein kann, merkt er, dass es die Sonne ist; sogleich sind die Gedanken und Ereignisse der letzten Tage und insbesondere der letzten Nacht schlagartig wieder präsent und Martin reckt und streckt sich im Liegen, drückt sich mit den Ellenbogen nach oben und freut sich darüber, dass auch an diesem Tag wieder die Sonne aufgeht – ohne zu genau zu wissen, warum er sich eigentlich freut, da die Welt vermeintlich in Schutt und Asche liegt.

»Nicht die ganze Welt«, widerspricht seine innere Stimme ihm selbst, »nur die Welt der Menschen!« Einen Schluck Wasser trinkend, der ihn beseelt und vollends aufweckt, wuchtet er sich in die Höhe und überblickt den sonnentrunkenen Vorplatz, auf dem keinerlei Anzeichen eines Angriffs oder einer Falle zu sehen sind; die Wasserflasche leerend, sucht sich Martin alle drei leeren Flaschen zusammen, geht hinaus an den Bach, füllt diese wieder auf und kehrt ins Zimmer zurück, wo er die vollen Flaschen verstaut.

»Was mich vor allem interessiert, ist: Was suchten die Wildschweine hier am Hotel?«, fragt sich Martin, denn irgendwo hatte er mal gehört, dass Wildschweine sehr intelligente Tiere seien, die sich nur selten auf einen freien Platz trauen würden, wenn es dort nichts zu fressen gibt. »Die Schweine haben doch im Allgemeinen eine gute Nase! Wer sagt denn, dass die nicht etwas gerochen haben, das hier irgendwo noch versteckt liegt und das ich bisher nicht gefunden habe?«

Mit dieser neu erwachten Hoffnung beginnt Martin mit einer weiteren Durchsuchung des Hotels und muss auch beim zweiten Durchsuchen feststellen, dass alles leer ist.

»Hier ist ja nichts mehr, aber auch rein gar nichts mehr übrig!«, resümiert er nach seinem Misserfolg bei der Suche nach etwas zu essen. »Und so langsam ist der Hunger kaum mehr zu ertragen! Es wäre ja nicht wirklich verwunderlich, wenn die Kreaturen so schwach sind, weil sie schon alles in

der Welt an Essbarem aufgegessen haben, während sie selbst nicht in der Lage sind, für Nachschub zu sorgen! Aber heißt das nicht im Umkehrschluss auch, dass sie vielleicht gar nicht wissen, was sie alles als Nahrung nutzen können? Seltsam ist nur, dass mir auf allen Wegen, die ich seit vorgestern gegangen bin, nie ein Apfel-, Birnen- oder Pflaumenbaum aufgefallen ist. Auch auf den Feldern, an denen ich entlanggegangen bin, stand weder Mais noch Weizen, die trotz einer Nichtbewirtschaftung dennoch wild wachsen sollten. Ist die Erde vielleicht unfruchtbar geworden?«, ist die zentrale Frage, die sich Martin stellt, während er nach oben geht, die Decken zusammenrollt, verstaut, die Tasche über die Schulter wirft und gerade im Begriff ist, das Hotel zu verlassen, als er weiter hinten, am Rande des Parkplatzes, eine Bewegung ausmacht, die ihm einen Angstschauer über den Rücken laufen lässt.

»Mist! Ich habe viel zu viel Zeit mit dem Suchen vertrödelt! Jetzt haben sie mich gefunden!«

Ohne lange zu überlegen dreht sich Martin um, jagt durch den Vorraum auf die Treppe zu, hastet nach oben und gelangt soeben ans Fenster seines Schlafraums, als die ersten Kreaturen auf den Vorplatz stürmen. Es sind zahlreiche, wenn auch nicht endlose Mengen an Wesen, die ohne sichtbare Orientierung hin- und herlaufen, ehe sich eines der Wesen – vielleicht der Anführer, wie sich Martin denkt – entscheidet, das Hotel genauer unter die Lupe zu nehmen. Indem Martin weiterhin von seiner Position aus die Kreaturen gut beobachten kann, hört er, wie diese an der verbarrikadierten Eingangstüre rütteln, diese länger als gedacht aushält, doch dann dem Ansturm der vielen Kreaturen nicht gewachsen ist. Inzwischen hat sich Martin vollständig ausgezogen, da er sich sicher ist, dass er seine Kleidung nach dem Kampf nicht mehr anziehen kann. Nur mit einer Unterhose bestückt, erwartet er seine Gegner und hat sich hinter den Steinhaufen positioniert; mit je einem Stein in der Hand fixiert er die Türe und hofft, dass die Steine ausreichen, um wenigstens die erste Welle an Angreifer einzubremsen. Ein schlurfendes Geräusch, als ob jemand mit nassen Socken über den Boden schleifen würde, wird im Flur laut, und Martin weiß, dass die Zeit zum Kampf gekommen ist; alle Fasern seines Körpers sind angespannt und seine Sinne richten sich alle auf die Türe, als diese langsam nach innen geschoben wird, wobei das knarrend-quietschende Geräusch erzeugt wird, das für nicht geölte Türscharniere so typisch ist. Dieses Geräusch ist scheinbar so seltsam, dass die Kreaturen zurückschrecken, und Martin kann seinen ersten Wurf noch gerade so zurückhalten, als die Türe ein zweites Mal bewegt wird und eine Kreatur in den Raum schleicht, die wie eine Vorhut wirkt – nach allen Seiten und dem Feind umblickend, erkennt es den Gesuchten just in dem Moment, als der Stein mit der spitzen Kante voran auf die brustähnliche Vorderseite aufschlägt und das Wesen durch die Luft fliegen lässt. Mit einem dumpfen Knall schlägt die Kreatur mitsamt dem Stein auf den Boden auf und bleibt kampfunfähig liegen; schnell haben sich die anderen nachfolgenden Kreaturen wieder hinter die Türe zurückgezogen.

»Worauf warten die?«, fragt sich Martin. »Die sind doch bei weitem genug, um auch ein paar Ausfälle verkraften zu können!«

Doch die Kreaturen wagen sich nicht erneut in den Raum herein; im Gegenteil, sie ziehen sich immer mehr zurück und warten im Flur, ob Martin aus seiner Position heraus zum Angriff bläst, doch dieser zögert ebenfalls, sodass sich für eine geraume Zeit nichts tut und eine Art Stellungskrieg, der jedoch mehr auf der psychologischen Seite geführt wird, entsteht. Diese Ruhe nach der ersten Welle ist noch weitaus angespannter als die Ruhe vor dem Sturm am gestrigen Abend; beide Seiten warten auf eine Bewegung des anderen und sind ihrerseits aber nicht bereit, diesen Schritt zu machen. Martin merkt diese Anspannung überdeutlich, denn ganze Rinnsale an Schweiß laufen über seine Brauen in seine Augen und benetzen die wunde Backe mit salzigem Wasser, was dazu führt, dass die Wange noch mehr brennt als beim allerersten Aufschürfen. Es herrscht eine trügerische Stille, die durchsetzt ist mit dem Geruch des eigenen Schweißes und dem fauligen Gestank der Kreaturen – insbesondere der regungslosen, die im Raum liegt –, und je länger die große Stille dauert, desto mehr versucht Martin, sich aus der steifen Stellung herauszubewegen, überschaut mit einem Blick den Vorplatz und muss feststellen, dass er nicht ein einziges Wesen sieht.

»Das kann ja nur bedeuten, dass alle Kreaturen im Hotel sind«, schlussfolgert er und versucht sich in seiner Phantasie vorzustellen, wie viele Wesen das wohl sein werden.

Ohne über mögliche Alternativen explizit nachgedacht zu haben, kommt es ihm in den Sinn, die Situation irgendwie auf eine andere Art als den Kampf auszunutzen zu wollen, und sofort kommt ihm die Idee, sich aus dem Fenster nach draußen abzulassen. Immer mit dem Gehör auf den Flur gerichtet, sucht er draußen an der Außenwand nach möglichen Tritten, da er nicht bis auf den Boden springen will, wobei er zudem zu laut sein würde. Wie der Zufall es will, ragt um die Ecke des äußeren Fensters herum ein Ast, der zwar sehr dünn aussieht, aber nicht so dünn, als ob er Martin nicht halten könnte – wenn der Baum nicht ausgedörrt und morsch ist.

Das größte Problem jedoch ist weniger das Herausklettern, sondern vielmehr die Lautstärke, mit der er agieren würde – damit wäre er den gesamten Vorteil los, wenn die Kreaturen aus dem unteren Bereich des Hotels nach draußen stürmen und sehen, wie er sich aus dem Fenster Richtung Seitenwand hangelt. Martin sucht nach Möglichkeiten und denkt über eine brennende Fackel nach, mit der er den staubtrockenen Flur sicherlich anzünden könnte, doch dann entscheidet er sich dagegen, nimmt einen der vielen Steine auf, die er am gestrigen Abend hoch geschleppt hat, geht zwei Schritte in den Raum hinein, auf die halboffene Tür zu, hinter der die weiterhin bewusstlose oder tote Kreatur liegt, nimmt Maß, schnell mit einem weiteren Schritt nach vorne, streckt seinen Oberkörper, sieht in den Flur, der mit Kreaturen nur so übersät ist, lässt den Stein im richtigen Moment los und sieht, wie dieser die vorderen Kreaturen wie Kegel abräumt – vom Kopf des einen

springt der Stein an die Brust des seitlich hinter ihm Stehenden und beide fallen augenblicklich um. Die anschließende Bewegung, die Martin kaum noch mitbekommt, da er sich Richtung Fenster umdreht, um seinen Plan vom Hinausklettern umzusetzen, ist eine rückwärtsgewandte – die Wesen kauern sich noch enger zusammen und verhalten sich so, wie Martin es erhofft hat: ausharrend, aber keinesfalls angreifend.

Mit wenigen Schritten ist Martin am Fenster, prüft die Schulterung seiner Tasche, in der er die ausgezogene Kleidung gesteckt hat, packt an den oberen Fensterrahmen, stellt einen Fuß auf den Fenstersims, wuchtet sich nach draußen, bekommt den Ast zu packen, stößt kurz und heftig mit der Luft aus, hofft auf das Halten des Astes und übergibt diesem sein Gewicht, der sich bedenklich nach unten biegt, dann aber zurückprescht und damit signalisiert, dass er halten wird. Martin ist derweil bereits zwei Hände weitergerückt und hat schon einen Fuß im Geäst und der Gabelung, und ehe er sich versieht, ist er auf dem Boden gelandet und befindet sich seitlich des Hotels, in Höhe des alten Wasserrades. Martin kann sich nicht die Frage stellen, ob die Kreaturen aufgrund des Angriffs, des darauf folgenden Rückzugs oder des Mitbekommens seiner Flucht aus dem Hotel laufen, doch er braucht dringend eine Lösung, lässt sich hinunter zum Bach und versteckt sich unter dem abgebrochenen Wasserrad – gerade noch rechtzeitig genug, bevor die ersten Kreaturen um die Ecke des Gebäudes kommen. Martin befindet sich in einer Schaufel des Rades und muss sich mit allen Körperteilen an den Holzwänden abstützen, von denen er hofft, dass sie wenigstens so lange halten, wie er sich darin befindet. Mit einer leichten seitlichen Drehung seines Kopfes gelingt es ihm, durch eine Ritze zwischen zwei gebogenen Brettern die Kreaturen an der Ecke des Gebäudes zu beobachten, wie diese die umliegende Landschaft scheinbar nach ihm absuchen und auch hin und wieder in der Luft nach ihm riechen, doch im Ganzen orientierungslos wirken.

Mit jedem Moment, in dem er sich gegen die Wände der Schaufel abstützen muss, werden seine Muskeln steifer und melden immer mehr Schmerzen, als Martin sieht, dass eine nach der anderen Kreatur ihm den Rücken kehrt und aus seinem Blick verschwindet. Erst jetzt bemerkt Martin, dass er immer noch fast komplett nackt ist und die Kälte des Wassers, das unter ihm im Schatten des Waldes fließt, langsam in seinen Körper kriecht, doch um nichts in der Welt hätte er in diesem Moment aufgehört, gegen die Muskelschmerzen und die Kälte anzukämpfen.

16. Kapitel

Am Ende hat Martin keine Ahnung, wie lange er in diesem Schaufelrad ausgeharrt hat, aber als er seine Füße in das Wasser stellt, melden diese ihm kein Gefühl zurück, sodass er einknickt und nach vorne ins kalte Nass fällt. Diese den ganzen Körper umspülende und allumgreifende Kälte ist es, die seinen Geist wieder aufwachen lässt; so schnell es ihm möglich ist, kämpft er sich aus dem

Wasser, klettert auf den waldigen Boden und presst sich an die Gebäudewand, um vorzubeugen, dass die Kreaturen noch in der Gegend sind und ihn sofort entdecken.

Schritt für Schritt wagt er sich seitlich weiter voran, presst dabei seinen Körper, so fest es geht, an die Hauswand, die ihm in seinem wackeligen Gang Stabilität gewährt, gelangt über die Hinterseite des Hotels zum Vorplatz, überblickt diesen, sieht keine einzige Kreatur und atmet schlussendlich auf, als auch im Innenraum keine zu sehen ist; nichtsdestotrotz ist der faulige Gestank in dem aufgeheizten Gebäude so allgegenwärtig, dass Martin kaum etwas sehen kann – so sehr tränen ihm seine Augen, obwohl er versucht, die Luft anzuhalten. Mit dem letzten Sauerstoff in seinen schmerzenden Lungen gelangt er in das obere Stockwerk, in dem es etwas besser riecht, da die Fenster allesamt wie ausgeschlagen sind. Er tritt in seinen Schlafräum, zieht seine Sachen an, prüft in der Tasche nach, was alles den Sturz ins Wasser überlebt hat, und legt die nass gewordenen Fackeln zum Trocknen im Zimmer aus.

Plötzlich liegt er am Boden und weiß nicht, was ihm geschehen ist.

»Was?«, fragt er sich noch, als er spürt, wie ihn etwas Scharfkantiges in seinen Rücken sticht. Als der scharfkantige Gegenstand, der ihm nicht ernsthaft wehgetan hat, wieder vom Rücken gehoben wird, reagiert Martin blitzschnell, rollt sich zur Seite, bekommt mit, wie eine der Kreaturen einen kleinen Stein über den Kopf hebt, und er wartet den Wurf ab, um den Stein zur Seite abzuwehren. In der Zwischenzeit hat die Kreatur zum Sprung angesetzt und landet auf Martins Oberschenkeln, doch das Gewicht der Kreatur ist so gering, dass es nicht gefährlich für den am Boden Liegenden wird. Dennoch ist Martin für den Moment bewegungsunfähig und muss mit ansehen, wie die Kreatur ihren Mund öffnet und in seinen Arm beißt, wobei ihr schlagartig die wenigen fauligen Zähne aus dem Mund fallen, die sie noch hat. Sogleich schreckt das Wesen zurück, und Martin bekommt die Möglichkeit, seinen Arm auszustrecken, nimmt den Schwung seines ausgestreckten Armes und zieht der Kreatur eines der Tischbeine über den Schädel; ohne großen Widerstand sackt das Wesen zur Seite und gibt Martins Körper wieder frei.

Indem sich Martin nach oben rappelt, behält er die Kreatur im Auge, ehe er merkt, dass diese wohl kein Leben mehr in sich trägt – wenn sie denn vorher überhaupt als lebendig bezeichnet werden konnte. Die erste und eindringlichste Frage, die sich Martin stellt, ist jene, ob diese Kreatur dieselbe ist, die vorher auch im Raum gelegen hat, ehe er sich die weitaus weiter reichende Frage stellt, ob sein Immunsystem den Biss dieses fauligen Wesens aushält.

Martin schaut auf seinen Arm und sieht, wie Blut aus einer kleinen, aber durchaus tiefen Wunde austritt, tröpfchenweise und mit einem dreckigen Versatz vermischt; schnell schießt ihm die Angst vor einer Infektion in den Kopf, und ohne auf mögliche andere Kreaturen zu achten, rennt er nach draußen zum Bach und wäscht sich die Wunde so lange sauber, bis diese auch zu bluten aufgehört hat. Eine richtige Erleichterung verspürt er jedoch nicht, insbesondere, da die Haut um die Wunde

schon leicht rötlich ist, wobei seine Hoffnung ist, dass es nur eine Reizung aufgrund des Bisses ist. Zurück im Zimmer löst er eines der Tücher von den Holzbeinen und verbindet sich vorsichtshalber die Wunde, obwohl diese bereits beginnt, eine Kruste zu bilden.

Es ist die Mischung aus Müdigkeit aufgrund der nächtlichen und morgendlichen Ereignisse bis zum Verstecken im Mühlrad und der zunehmenden Wärme des Tages, die sich auch in das ehemalige Hotelzimmer nach und nach schleicht, die Martin so schläfrig macht, dass er alle Sicherheitsbedenken vergisst, sich gerade noch, bereits im Halbschlaf befindend, auf dem Boden bequem machen kann, ehe er hinwegdöst und von seinen Feinden unbehelligt den ganzen Nachmittag bis in die frühen Abendstunden verschläft. Als er aufwacht, steht die Sonne bereits kurz vor dem Horizont, und obgleich eine große Gefahr droht, fühlt sich Martin so entspannt wie seit langem nicht mehr. Es ist ihm, als wäre eine größere Last von den Schultern gefallen, und da er wissen möchte, welche Last hinfort ist, sucht er sein Innerstes nach einer Antwort ab, ehe er sie findet: die Trauer darüber, dass scheinbar alle Menschen, aber vor allem seine Eltern, nicht mehr existierten.

»Diese Welt mit diesen üblen Kreaturen ist kein Platz für Trauer mehr!«, sagt er sich und blickt aus seiner liegenden Position durch ein Fenster gen Himmel, an dem eine einzige Wolke vorbeizieht – symbolisch für ihn, der sich vorstellt, der einzige verbliebene Mensch auf Erden zu sein, der nur deswegen überlebt hat, weil sich gewisse Zufälle verknüpft haben, die ihm jetzt im Nachhinein auch egal sein können. Langsam hebt er seine beiden Arme und bildet mit ihnen ein Dreieck, schließt das eine Auge, schaut mit dem anderen durch das Dreieck und stellt – wie viele Male zuvor – einmal mehr fest, dass er Rechtshänder ist, ein System, das er vor Jahren – ob es überhaupt Jahre sind? – beim intuitiven Bogenschießen erlernt hat. Wie begeistert war er gewesen, als ihm der Trainer zeigte, wie man ganz einfach herausfinden kann, ob man Rechts- oder Linkshänder ist!

»Es ist so einfach!«, sagt er sich, »und dennoch kennen so viele Menschen diese einfache Möglichkeit nicht!«

Indem er sein linkes Auge öffnet und zeitgleich sein rechtes schließt, sieht er, wie sich das Gesehene im Dreieck verschiebt, sodass klar ist, dass er Rechtshänder ist.

»Wenigstens etwas ist in dieser Zeit gleich...«, will er sich aufmuntern, als er etwas an seinem Arm bemerkt, das ihm sogleich die Entspannung nimmt. Martins Kopf ist mit dem Entdecken, dass sein Arm um die Wunde herum mit einer scheinbar größer werdenden Schleimschicht belegt ist, mit einem Schlag völlig leer. Was soll er machen angesichts einer Infektion, die er von einer ihm bisher unbekanntem Kreatur erhalten hat, deren Fäulnis nichts Gutes verspricht? Wie angestochen springt Martin auf, weiß sich im ersten Moment nicht anders zu helfen, nimmt ein weiteres Tuch und will den Schleim abreiben, doch mit der ersten Berührung durchfährt seinen Arm ein Schmerz von solcher Intensität, dass er sogar schlagartig zusammenbricht – als würde ihm der Boden unter

den Füßen weggezogen. Ungebremst nach vorne mit dem Kopf auf den Boden aufschlagend, fällt er in eine tiefe Bewusstlosigkeit, in der er einige Minuten verbringt, ehe er unter großen Kopfschmerzen wieder aufwacht, versucht sich hochzustemmen, doch sein Körper ist noch nicht bereit. Flach atmend und mit seinen Sinnen kämpfend, muss er eine gefühlte Ewigkeit warten, ehe die Kopfschmerzen kontrollierbar sind, und dennoch stechen sie so sehr in seinen Kopf hinein, als er versucht aufzustehen, dass er glaubt, eine heiße Nadel würde durch seine beiden Ohren eingeführt. Aber er schafft es, sich hinzustellen und sich gegen die Wand zwischen den Fenstern zu lehnen, immer mit dem Blick auf den Arm, dessen Schleimbildung noch zugenommen hat; zudem sind an der Stelle, an der er versucht hat, den Schleim mit dem Tuch abzuwischen, rote Pickel entstanden, die voller Schleim sind.

»Wie die Blasen der faulen Kreaturen!«, schießt ihm als Erklärung durch den Kopf. »So fängt es an – und nach dem Schleim kommt der Eiter, und nach dem Eiter fault der gesamte Körper an dieser Stelle! Dieses Wesen hat mich infiziert und zu einem von ihnen gemacht!«

Kaum dass er seine Gedanken zurückgewonnen hat, sprintet er los, rennt wie zuvor zum Bach und testet dieses Mal mit einer großen Portion Besorgnis und Zurückhaltung, wie der Schleim mit dem Wasser reagiert, doch bereits die ersten Spritzer reichen ihm, um einen ähnlichen Schmerz wie im Hotelzimmer zu erfahren – doch dieses Mal ist er auf den Schmerz vorbereitet und er behält mit großer Mühe sein Bewusstsein.

Inzwischen hat der Schleim beinahe seinen gesamten Unterarm mit einem leichten Film überzogen, und gerade als er den Ellenbogen erreicht, ist es Martin, als würde sein Unterarm von Feuer umgeben sein. Da er nicht nur Schmerzen hat, wenn sein Arm mit dem Schleim darauf mit irgendetwas in Berührung kommt, sondern ihm bei jeder Bewegung des Armes ein Stechen durch seine gesamte rechte Körperhälfte fährt, überkommt Martin eine Panik, die er versucht, mit seinem Verstand zu bekämpfen, doch mit jeder Bewegung verliert sein Geist weiter an Kraft. Die wirrsten Gedanken schießen ihm durch den Kopf – von Armabtrennung bis zum Ertränken an Ort und Stelle ist vieles dabei –, als er bemerkt, dass an genau der Stelle, an der das Wasser seinen Arm berührt hat, kein Schleim mehr ist. Wie ein Wunder starrt er auf diese Stelle und begreift erst zeitverzögert, dass das Wasser seine Rettung sein kann – mit dem Wissen um die Schmerzen, die vor der Rettung stehen werden, wenn er sich trauen würde.

Martin beobachtet, wie sich der Schleimfilm wieder langsam voranarbeitet; schnell fühlt er, ob es daran liegt, dass seine Haut an der Stelle trocken ist – und tatsächlich gelingt es ihm, den Zusammenschluss des Schleimfilms zu verhindern, indem er die Stelle feucht hält – auf Kosten von immensen Schmerzen, die ihn durchfahren, wenn er mit einem Wassertropfen an eine andere Stelle gelangt.

»Aber das löst nicht mein Problem!«, sagt sich Martin, als er etwas den Bach hinauf sieht, das er vorher nicht gesehen hat – eine Art Metallgitter, das die Größe einer Tür hat. »Darum kümmere ich mich später!«, sagt er sich, stemmt sich nach oben, versucht den rechten Arm so wenig wie möglich zu bewegen, geht ins Hotel zurück, findet ein verbeultes Behältnis unbekanntem Ursprungs, geht hinaus, füllt diesen Behälter mit Wasser, trägt diesen unter vielen Schwankungen nach oben, vermeidet einen größeren Unfall und kann sich auf den Boden setzen, wobei er bemerkt, dass der Schleim bereits die Hälfte seines Oberarmes in Beschlag genommen hat.

»Was mache ich, wenn mich die Schmerzen so sehr überfordern, dass ich davon sterbe?«, fragt er sich reflexartig, doch dann merkt er, dass ihm sein Leben mit jedem Entdecken einer neuen Begebenheit weniger und weniger bedeutet – warum er überhaupt noch kämpft, kann er sich im Moment kaum beantworten. Nur dass er noch auf irgendetwas hofft, kann er sich als Antwort geben, doch worauf? Das Behältnis mit dem Wasser auf dem Boden ist so verformt, dass sein Arm mit einer geballten Faust bei genauer Lage so weit eingetaucht werden kann, dass alle mit Schleim überzogenen Stellen mit Wasser benetzt werden. Die Schmerzen kaum noch aushaltend, gibt sich Martin einen Ruck, blickt ein letztes Mal aus dem Fenster Richtung Himmel, legt sich so, dass eine zu erwartende Bewusstlosigkeit und ein möglicher Sturz keine Gefahr für ihn bedeutet und taucht seinen Arm der Länge nach in das Behältnis. Sofort ist er von tiefer Nacht umnebelt und fällt in einen komatösen Schlaf, ohne von den immensen Schmerzen überhaupt etwas zu merken.

17. Kapitel

Zwei Tage vergehen, ehe sich Martin aus seiner komatösen Welt befreien kann und seine Augen wieder öffnet. Er liegt auf dem Boden des Hotels und um ihn herum ist es tiefste Nacht; die Luft ist spürbar kühler, als er es in Erinnerung hat, und ein Duft von Regen liegt in ihr. Sogleich bemerkt er seinen Riesendurst, doch noch ist an keine Bewegung zu denken. Sein rechter Arm liegt nicht mehr in dem Behältnis, und Martin atmet erleichtert auf, dass ihm das Wasser darin wohl die Rettung beschert hat, denn der Schleim an seinem Arm scheint vollständig verschwunden zu sein. Bewegungsunfähig und völlig steif liegt er auf dem Boden und genießt es wie nie zuvor in seinem Leben, dass er hört, wie dicke Regentropfen auf das Dach des Hotels niederprasseln, beim Auftreffen zerplatzen und jenes plätschernde Geräusch von sich geben, das ihn früher genervt hat. Nach und nach erhält er die Fähigkeiten zurück, seinen Körper steuern zu können; zunächst kann er sich auf dem Boden drehen und nach einer Wasserflasche greifen, die zwar umfällt, doch die zweite Flasche kann er schon fester greifen, und auch wenn mehr als die Hälfte des ausgeschütteten Wassers nicht in seinem Mund landet und an seinem Gesicht herunterläuft, ist es Martin, als wäre er mit diesen wenigen Schlucken neu geboren. Wie spät es in der Nacht ist, weiß er in diesem Moment noch nicht, doch es soll noch bis in die frühen Morgenstunden dauern, ehe er alle

Fähigkeiten trotz der weiterhin verbleibenden Steifheit in seinen Muskeln und Knochen zurückerhält.

Mit den ersten frühen Sonnenstrahlen des Tages erkennt er auch den Kadaver der Kreatur, mit der er zwei Tage zuvor bis auf Leben und Tod gekämpft hat, doch es ist nichts weiter mehr als ein knöchiges Gerüst. Dieses Gerippe, das in seiner Form einem kleinen, leicht verkrüppelten Menschen ähnelt, wirkt wie ein in der Wüste gestorbenes Tier, das nach einigen Wochen entdeckt wird; nur dass die Knochen eine tiefschwarze Färbung an manchen Stellen haben und durch und durch mit Löchern übersät sind – wie ein alter, morscher Baumstamm, der in einem Feuer verkohlt wurde.

»Irgendwie bizarr und doch verwirrend«, wirkt das Gerippe auf Martin, der sich fragt, wie lange er wohl im Koma gelegen haben muss, wenn die Kreatur bereits bis auf die blanken Knochen abgenagt ist.

»Zum Glück haben mich die anderen Kreaturen nicht mehr gefunden – wer weiß, wie das ausgegangen wäre!«, sagt er sich, doch insgeheim weiß er, dass er ein solches Auffinden wohl nicht überlebt hätte – oder mittels des Schleims einer von ihnen geworden wäre.

Gründlich sucht er in der aufkommenden Helligkeit seinen Körper ab, findet aber keine weitere Stelle, an der er gebissen oder verletzt ist; selbst die Stelle, an der er gebissen worden war, ist nunmehr vollständig verheilt, sodass Martin davon ausgeht, dass er mehrere Tage, wenn nicht gar Wochen, im Koma gelegen hat. Langsam arbeitet er sich durch den Raum, sucht nach den Flaschen, die er draußen wieder füllen möchte, sammelt die Fackeln ein, die inzwischen getrocknet sind, schafft das Gerippe aus dem Raum in ein nachbarschaftliches Zimmer und will schon alles zum Aufbruch zusammenpacken, da sich das Wetter stabilisiert hat, als ihm das Gitter einfällt, das er vom Bach aus gesehen hat.

Indem er seine Sachen nochmals im Zimmer zurücklässt, tritt Martin aus dem Hotel, wendet sich zum Bach, tritt den kurzen Steg hinunter, schaut sich das Schaufelrad an, in dem er sich bei seiner Flucht versteckt hat, und wundert sich nicht wenig, wie er darin die Jagd überleben konnte, wendet sich zum Bachlauf hinter dem Hotel und findet nach kurzem Suchen das Gitter wieder, das er vor zwei Tagen entdeckt hat.

»Am Ende ist das einfach nur ein riesiges Abflussrohr!«, vermutet Martin, »doch irgendwie habe ich das Gefühl, dass es sich vielmehr um ein Gittertor handelt!«

Kaum ist er an das Gitter herangetreten, erkennt er auch sogleich, dass es sich tatsächlich um eine Tür handelt, die jedoch von einem riesigen Vorhängeschloss verbarrikadiert ist. Jetzt ärgert er sich, dass er keine Fackel mit hinunter genommen hat, läuft ins Hotel zurück, nimmt sich eine der letzten drei übrig gebliebenen Fackeln, zündet diese an, geht zum Gitter zurück und leuchtet ins Dunkel hinter der Barrikade.

»Tatsächlich! Es muss ein Gang sein, denn dort hinten sehe ich so etwas wie eine Abbiegung! Und für einen Kanal ist dieser Gang viel zu hoch und zu gut ausgeschachtet! Außerdem sehe ich kein Rinnsal, in dem Wasser nach draußen läuft! Doch wie komme ich hinein?«, fragt er sich, prüft das eiserne Schloss und merkt, dass es fest verschlossen ist.

Die Fackel ausmachend, versucht er mit dem Holzbein auf das Schloss zu schlagen, doch außer ein paar Kerben im Holz verändert sich nichts an der Ausgangslage. Ratlos schaut sich Martin nach einem Gegenstand um, mit dem er das Gitter öffnen kann, geht umher und zurück zum Hotel, tritt ins Dunkel des Empfangsraums, doch auch dort ist nichts, mit dem er ein solch massives Schloss in Bedrängnis bringen könnte.

Wieder und wieder sucht er alle Räume ab, untersucht die glaslosen Fensterrahmen, die Decken, die Böden und alles, was eventuell dafür geeignet sein kann, das Schloss aufzuschlagen, obgleich er sich eigentlich sicher ist, dass er nichts finden wird; irgendwann gibt er die Hoffnung auf, nimmt seine Tasche mit nach draußen, verabschiedet sich innerlich vom Hotel und dem Geheimnis hinter dem Gitter, überlegt kurz, in welche Richtung er gehen muss, um seinen ursprünglichen Plan – das Erreichen der Brücke – zu erfüllen, und hat bereits den Vorplatz erreicht, als ihm der Gang hinter dem Gitter keine Ruhe lässt und er umdreht.

»Es muss doch möglich sein, da reinzukommen!«, sagt er sich erneut und denkt daran, was er wohl von sich geben würde, wenn er entdeckte, dass das Gitter eine Art Gruft versperrt, in der die alten Herren des Hotels unter der Erde liegen. Ohne eine sinnvolle Erklärung dafür zu besitzen, warum er erneut vor dem Gitter steht, rüttelt er wiederum an den Stäben und versucht, das Schloss mit einem Tischbein zu zerschlagen, um ein zweites Mal festzustellen, dass auch dieses Mal nur Kerben im Holz das Ergebnis sind.

Eine ungeahnte Frustration entsteht in Martin, die er in dieser Form nicht von sich kennt und über die er sich mehr als wundert, doch immer wieder rennt er gegen das Schloss an, tritt es mit seinen Füßen, schlägt dagegen und muss mit ansehen, wie er die Kontrolle über seinen Körper zu verlieren scheint, der nicht von seinem Kopf zu stoppen scheint. Wie lange er seinen geschundenen Körper auf diese Art und Weise an dem Gitter und dem Schloss auslässt, weiß Martin nicht, doch mit einem Mal und völlig ohne Ankündigung weiß er die Lösung, wie er in das Innere gelangen kann.

»Warum habe ich darüber noch nicht früher nachgedacht?«, tadelt er sich selbst, lässt seine Tasche neben dem Eingang stehen, geht in den hinter dem Hotel liegenden Wald, findet einen stabilen und verzweigten Ast mit einer mächtigen Gabel, muss einen zweiten suchen, da der erste nicht stabil genug wirkt. Den neuen Ast findet er in direkter Nähe zum Gitter, so nahe, dass er kaum an einen Zufall glaubt, verkeilt diesen zwischen dem Boden und der untersten Querstrebe und hebelt mit seinem vollen Gewicht die Türe aus den Angeln – doch hat er seine Rechnung ohne die Kette mit dem Schloss gemacht, die die angehobene Gittertür just in dem Moment bremst, als es nur

noch wenige Millimeter sind, ehe die Türe aus den Angeln gehoben ist. Den Druck auf ein Maximum verstärkend, müht sich Martin umsonst; das Gitter lässt sich mit diesem Versuch nicht weiter heben.

Wiederum steigt eine Mixtur des Frustes und der leidenschaftlichen Neugier in Martin hoch, die ihn wie wild auf dem Ast herumspringen lässt, doch so sehr er damit seine Kräfte verpulvert, so wenig Einfluss hat sein ungezielter Frust auf die Gittertür, die weiterhin von den dicken Kettengliedern vor dem Aushebeln gebremst wird. Als sich der Frust mangels Kraft langsam legt, meint Martin, die Lösung auch für dieses Problem gefunden zu haben; er nimmt sich den Ast und verkeilt diesen an einer anderen Stelle der Tür – direkt vor den Angeln –, doch obgleich sich das Gitter dieses Mal ein wenig mehr nach oben bewegt, verkantet es jedoch aufgrund der einseitigen Belastung.

»Beide Seiten musst du anheben!«, sagt er sich, lässt von seinem zweiten Versuch ab, geht in den Wald zurück und sucht sich ein zweites, ähnlich geformtes Holzstück, verkeilt dieses ebenfalls unter dem Gitter, tritt erst mit dem einen, dann mit dem anderen Fuß auf das eine, dann das andere Geäst und sieht mit an, wie sich die Tür zwar weit genug aus den Angeln hebt, diese aber aufgebockt bleibt und in keine Richtung fallen möchte. Nun ist in Martin ein Frustrationslevel erreicht, bei dem er nur noch schreien möchte; zu einem kräftigen Schrei bereits ansetzend, schießt ihm im letzten Moment ein Gedanke durch den Kopf, der ihn vom Schrei abhält: der Gedanke an die Kreaturen. Langsam lässt er die Türe wieder in die Angeln hinab, geht mehrfach in den Wald und sucht sich nunmehr schwere Äste, die sein Gewicht ausgleichen sollen. Ein Ast nach dem anderen liegt alsbald auf dem anderen Ende der verkeilten Äste, und beim sechsten Ast hat es Martin endlich geschafft, denselben Zustand wie zuvor zu bewerkstelligen. Nun kann er ohne Mühen das Gitter nach hinten, in den Gang, hineindrücken und muss sich erst anstrengen, als er versucht, das Gitter nicht auf den Boden fallen zu lassen, um die Kreaturen nicht erneut anzulocken.

Mit einem sanften Ton legt er das Gitter ab, schaut sich nach allen Seiten um, sieht keine Kreatur oder eine sonstige trügerische Bewegung, zündet die gebrauchte Fackel von zuvor an und geht in das vom Feuer rudimentär erleuchtete Dunkel hinein. Nach wenigen Metern durch einen nur durch seltene Steine gehaltenen, in den Boden gehauenen Pfad gelangt Martin an eine Kurve, die in Richtung des Hotels weist. Auch ist die Gruft, die er erwartet hat, keine Gruft, denn schon bald erreicht er eine schwere Eisentür, die in einen Betonblock eingelassen ist und offen steht.

»Das ist keine Gruft, sondern ein Bunker!«, sagt sich Martin, leuchtet mit der brennenden Fackel in das Dunkel des Raumes hinter der offenen Türe und erkennt einen langen Gang, von dem mehrere Räume abgehen; im Gang ist derweil nichts von irgendwelchen Menschen oder menschlichen Überresten zu sehen, geschweige denn von irgendwelchen Kreaturen. Martin bewegt

sich im Schein der Fackel langsam nach vorne, prüft mit einem Blick den ersten Raum zu seiner Linken, sieht, dass dieser ein kleiner, mit Regalen ausgefüllter Raum ist, der durchaus einmal die Speisekammer gewesen sein kann, doch mittlerweile mauseleer ist. Bereits vom ersten Raum in seiner Hoffnung enttäuscht, in diesem bunkerartigen Gemäuer vielleicht doch ein paar Konserven zu finden, die die Zeit überdauert haben, dreht er sich nach rechts und findet erneut einen leeren Raum. So geht es weiter, immer erst links, dann rechts. Mal sieht er einen großen, mal einen kleinen Raum, die aber allesamt leer und verlassen sind. Schlussendlich erreicht er den letzten Raum – den am Kopfende, dessen Türe auch als einzige nicht sperrangelweit aufsteht, sondern im Gegenteil nur leicht angelehnt ist. Ein knarrendes Geräusch geben die Angeln wieder, als Martin die Türe Zentimeter für Zentimeter aufdrückt, die Fackel hineinhält und um die Türkante ins Innere schaut, gewappnet, seinen Kopf sofort zurückzuziehen, wenn ihm irgendetwas Unerwartetes begegnet. Doch wie in den anderen Räumen befindet sich nichts in diesem Raum – und dennoch tritt er in ihn hinein; es ist, als ob ihn irgendetwas in diesen vier Wänden magnetisch anziehen würde, wobei er den Kompass darstellt.

Martin geht an die hintere Wand, stellt sich sehr dicht davor und fährt mit seiner flachen Hand über den Beton. Langsam kreisend findet er eine kaum sichtbare und im eigentlichen Sinne nur spürbare, unebene Stelle, die sich wie ein sanfter Strich weiter nach oben bewegt, dann zur Seite abknickt und bei vollständiger Umrundung ein knapp dreißig mal dreißig Zentimeter langes Quadrat widerspiegelt. Martin hat keine Ahnung, wie er dieses Quadrat im Beton gefunden hat, doch mit einem Mal weiß er auch, wie er dieses geheime Versteck öffnen kann – mit einem starken Druck auf die linke Seite des Quadrats drückt sich der Beton nach hinten, um dann wie eine losgelassene, zusammengedrückte Feder nach vorne zu schnellen. Einem Schatzsucher ähnlich steht er nun vor dem Loch im Beton, hält die Fackel bedrohlich nahe an sein Gesicht, spürt die hohe Hitze des Feuers, doch der Inhalt des Quadrates ist in diesem Moment jeden Schmerz wert. Aber auch in diesem Loch im Beton findet er nicht das, was er sich so sehnlich erhofft hat – etwas zu essen –, sondern eine Kette, die er sogleich an sich nimmt, und ein Buch, das unter der Kette gelegen hat – nichts weiter als diese zwei Gegenstände befindet sich in dem Loch. Die Kette betrachtend erkennt er, dass es eine Erinnerungskette ist; zwei Gesichter von Menschen mittleren Alters sind in ovalen Silberumrandungen eingefasst, und obgleich die Bilder bereits sehr verblichen sind und wie Fotografien aus der Anfangszeit des Fotos wirken, empfindet Martin eine riesige Wohltat, als er die beiden ersten menschlichen Gesichter seit dem Beben zu sehen bekommt. Schmerzliche und für Martin ewig verdrängte Erinnerungen an seine Familie kommen hoch, seine Freunde und Bekannte, seine Kommilitonen, seine Freundinnen, deren Eltern, seine Großeltern, Nachbarn, einfach jeder, den er gekannt hat – »vielleicht sind alle weg!«, denkt er und starrt dieses Bild an, ohne die beiden Gesichter überhaupt noch zu sehen.

Aus diesen Erinnerungen wacht er erst auf, als das Feuer, das er weiterhin neben seinem Gesicht hält, bereits so weit heruntergebrannt ist, dass die Fackel kaum mehr als eine Minute noch anbleiben wird; schnell greift er nach dem Buch und wendet sich zum Gehen, findet die Türe, stellt sich kurz vor, was er machen würde, wenn ihn jetzt eine Kreatur überraschen würde, doch er gelangt ohne Zwischenfall nach draußen. Die ausgebrannte Fackel auf den Boden werfend, betrachtet er das Buch, das er in seiner Hand hält, steckt die Kette in seine Hosentasche und liest den Titel seines Fundes – einen Titel von einem Autor, den er beide noch nie in seinem Leben gehört hat. Schnell hat er den Buchdeckel geöffnet und starrt auf den gedruckten Inhalt, der wie die Fotos zwar verblichen, aber in einem durchaus lesbaren Zustand ist.

»Das kann doch jetzt wohl nicht wahr sein!«, sagt sich Martin, »warum finde ich eine Kette mit zwei Anhängern von Menschen, die ich nicht kenne, und ein Buch von einem Autor, den ich nicht kenne? Was hat mich denn zu dieser Ausbuchtung gezogen, als wäre sie magnetisch und ich würde nur reagieren?«

Martin spürt, wie sich die erste Aufregung der Entdeckung legt, und beinahe lustlos blättert er ein paar Seiten weiter, als ihn mit einem Mal eine innere Schockwelle trifft.

»Da steht was!«, stammelt er selbst in seinem Innern. »Jemand hat etwas in das Buch hineingeschrieben – wie früher auf die Urkunden, die oft an den Seiten mit alltäglichen Sachen beschrieben waren!«

Schnell sucht er die erste Seite, auf der etwas in handschriftlichen Zügen geschrieben steht, findet diese und bewegt das Buch mit der Schrift, um den ersten Eintrag lesen und entziffern zu können; zu seinem Glück hat die Verfasserin eine ruhige und saubere Schrift. Dass sie eine Verfasserin ist und kein Verfasser, erfährt Martin direkt auf der ersten beschriebenen Seite, denn sie stellt sich selbst vor.

18. Kapitel

So wenig es von Interesse ist, welchen Tag oder welches Datum wir heute haben, so wenig wird es irgendwen interessieren, wer diese Zeilen niederschreibt. Und dennoch glaube ich, dass jeder geschriebene und für die Nachwelt bestimmte Text eine Identifikation braucht. Also, wer auch immer diesen Text lesen wird, kann mich Mareike nennen. Ob ich so heiße oder anders, scheint nicht mehr von sonderlichem Interesse. Vielleicht wollte ich immer Mareike heißen, doch meine Eltern nannten mich anders. Wie dem auch sei, ich schrieb bereits, dass Zeit in dieser Welt nicht mehr wichtig ist. Und dennoch sind die Ereignisse nicht unbedeutend. Diese grausamen, widernärtigen, ekligen Ereignisse... Wir befanden uns gerade im Urlaub, als die Erde bebte – in einer Gewalt, wie es wohl in dieser Gegend noch niemand miterlebt hatte. Das Beben war kurz und heftig, und der Wirt des Hotels brachte uns in den Bunker unter dem Hotel, der erdbebensicher sein soll – was er auch zum Glück wirklich ist. Aber ist es Glück, dass wir nicht gleich beim Beben gestorben sind? Wie jene, die sich draußen befanden, im Hotelraum, als die

Deckenverkleidung herunterkam und alle unter sich begrub? Was ist daran Glück, wenn wir uns zwar in einen Bunker retten können, der uns vielleicht vor dem Tod schützen kann, dieser aber geduldig draußen wartet, bis man selbst nur noch aufgeben kann?! Wie gesagt – Zeit spielt hier unten keine Rolle mehr; ich habe auch irgendwann einfach vergessen, welchen Tag oder welches Jahr wir haben. Genau hätte ich das sowieso nicht gewusst.

Martin muss einige Seiten vorblättern, da etwas Flüssiges über die nächsten Seiten gelaufen ist, sodass der Inhalt für immer in Vergessenheit geraten sein wird.

...Grunde war die gesamte Situation sehr merkwürdig. Abends noch war Peter, der Freund meines Vaters, der mit uns im Urlaub war, ganz normal und meldete sich freiwillig, draußen am Bach die Wasservorräte nachzufüllen. Es ging auch alles gut, doch als er gerade damit beginnen wollte, die frischen Vorräte zum Gitter zu tragen, überfielen ihn drei dieser ekelhaften Wesen, kämpften mit ihm, und Peter schlug sich tapfer wie ein Löwe. Schnell hatte er zwei der drei Wesen im Wasser ertränkt und schlug das dritte der drei mit einem Ast tot. Als er die beiden Wesen aus dem Wasser entfernte und in den Wald schleifte, blieb mir der Atem stehen, da ich auf weitere Angriffe wartete, doch es sollte alles gut gehen. Den Abend über musste Peter für alle die Geschichte seines Kampfes immer und immer wieder nacherzählen, bis auch die letzten müde genug waren, um auch Peter den wohlverdienten Schlaf zu gönnen.

Wir alle wurden am nächsten Morgen durch einen gellenden Schrei geweckt. Bevor wir alle richtig wach waren, mussten wir im Halbdunkel der Kerzen mit ansehen, wie Peter, der keinesfalls mehr ein Mensch zu sein schien, über einem anderen stand und diesen in den Hals biss. Sogleich schreckten alle hoch, mein Vater drückte mich hinter sich an die Wand und stellte sich zwischen das Monster und mich, das ich an Vaters Schulter vorbei beobachten konnte. Zunächst warteten alle gespannt ab, doch dann schlich der Wirt des Hotels im Rücken Peters an und machte dem Treiben einen kurzen Prozess. Wie seltsam war es, als ich Peter in seinem eigenen Blut, das mit einer seltsamen Konsistenz und Farbe aus seinen Wunden trat, auf dem Boden liegen sah, und mir langsam, aber unzweifelhaft aufging, dass dieser halb verfaulte Körper nicht mehr der Mensch war, der am vorherigen Abend noch die Geschichte des heroischen Kampfes wieder und immer wieder erzählt hatte. Als mein Vater den Körper des Monsters untersuchte, entdeckte er eine Bissspur in der Wade – unzweifelhaft hatte Peter uns diesen Biss in seiner Schilderung des Kampfes verschwiegen, sodass niemand Verdacht schöpfte.

Nachdem die Leiche aus dem Bunker in den Wald gebracht worden war – wobei alle genau darauf achteten, dass sich nichts im Sichtfeld bewegte –, versorgte mein Vater den von Peter Gebissenen und erklärte uns allen noch mal, dass es mit der Rettung des Lebens vorbei sei, wenn der Schleim den Brustbereich erreiche – und damit die Lunge und das Herz. Der Tod oder ein Leben im Elend als faulende Kreatur wären die zwei einzigen Möglichkeiten, die dann noch blieben, sagte er, und genau dieser eine Satz ist mir wie ins Gehirn gebrannt. Der Tod oder ein Leben im Elend!

Martin lässt das Buch für einen Moment sinken, schaut in das strahlende Sonnenlicht und den nunmehr blauen Himmel hinauf, merkt erst jetzt, dass er völlig schutzlos auf einen der Äste sitzt, mit dem er das Gitter ausgehebelt hat, stemmt sich nach oben und geht ins Hotelzimmer zurück, in dem er sich sicherer fühlt als draußen in der freien Wildbahn.

»Da habe ich ja noch mal richtig Glück gehabt!«, denkt Martin, doch sogleich kommt der Einwand der Verfasserin des Textes in seinen Kopf, ob das denn noch Glück sei. »Sicher ist es Glück, nicht zu einer solch fauligen Kreatur zu werden!«, schlussfolgert er für sich, »aber ob das Leben an sich, so ganz ohne weitere Menschen und vor allem Nahrung, lebenswert ist...«

Ohne die Frage für sich beantworten zu können, liest Martin im Text weiter.

Jeden Tag sprechen wir über diese Monster! Jeden Tag, und immer kommen neue Gedanken und Vermutungen zum Vorschein. Jeder hat eine eigene Theorie und jeder macht sich Vorstellungen, wie die Welt außerhalb unseres Bunkers aussehen mag. Wie sieht es wohl in der Stadt aus? Gibt es dort vielleicht auch solche Monster? Oder leben die vor allem in den Wäldern und müssen von anderen Menschen gejagt werden? Aber warum ist bis heute kein einziger Mensch bei diesem Hotel aufgetaucht? Diese Frage stelle ich dann immer. Mein Vater will mir zwar keine Antwort geben, doch ich kenne sie und kann sie aus dem Gesagten und dem, was mir mein Vater dann doch sagt, ableiten. Worauf mir bisher noch keiner eine richtige Antwort geben konnte, ist die Frage, warum die Monster jedes bewegliche Teil mitnehmen, als wären sie Ameisen, die alle möglichen Sachen zum Bau transportieren. Was wollen sie damit? Können sie überhaupt etwas damit anfangen? Wirklich clever scheinen sie mir ja nicht zu sein! Irgendwer von den Leuten, die mit mir hier eingeschlossen sind, sagte mal, dass die Monster dümmlich seien und sicherlich von einer fremden Macht gesteuert werden – wie Außerirdische, die die Monster als ihre Erfüllungsgehilfen halten. Ob es Außerirdische sind oder ob es eine fremde Macht im Hintergrund gibt, kann ich nicht beantworten – nur die, dass sie sich insgesamt merkwürdig verhalten und übel stinken!

An dieser Stelle unterbricht der Bericht und Martin muss einige Seiten nach vorne blättern, ehe er einen neuen Textfaden findet, der sich um die Buchstaben schlängelt.

Es sind jetzt schon so viele Wochen! Ganz bestimmt schon Monate! Ich weiß gar nicht, wie lange wir jetzt schon hier in dieser Gruft sind. Immer wieder kommen sie – kommen uns oder irgendwas suchen, bleiben an den Gittern hängen, werfen sich daran, rütteln, solange, bis ich vor Wahnsinn kaum noch denken kann! Dann möchte ich schreien, doch mein Vater versucht mich zu beruhigen! Wie soll ich mich beruhigen?! Wir haben nichts mehr zu essen und die Monster werden bald das Gitter überwunden haben und werden auch in den Bunker eindringen – andernfalls werden wir elendig verdursten! Wir müssen nach draußen, um unsere Vorräte aufzufüllen, aber sie lassen uns nicht! Sie lassen uns einfach nicht! Sie wissen, dass wir hier sind – und warten darauf, dass wir unsere Köpfe aus dem Bau stecken!

»Das müssen dann aber andere Kreaturen sein!«, schlussfolgert Martin für sich, »als jene, die mich attackieren, denn die haben sich doch direkt nach meiner Gegenwehr verzogen und sind auch nicht wiedergekehrt! Wenn ich mir aber vorstelle, wie die Kreaturen hier beschrieben werden, dann wirken sie eher wie zielstrebige, aber dümmliche Wesen, die den Auftrag haben, alle Menschen und Gegenstände herbeizuschaffen – wohin sie die Sachen auch immer bringen!«, schließt er aus dem Gelesenen, ehe er weiterliest.

Irgendwann vor Tagen habe ich meinen Vater gefragt, was mit den Monstern sei und woher sie kommen, doch er wollte nicht antworten, sondern murmelte dasselbe wie alle anderen auch – dass es Außerirdische seien. Und ich habe es geglaubt! Natürlich, immerhin ist er mein Vater! Wem, wenn nicht ihm, kann ich in dieser Situation noch trauen? Doch heute kam er zu mir, als wir nach langer Zeit das erste Mal die Gelegenheit hatten, nach draußen zu gelangen, um wenigstens frisches Wasser zu holen, und er flüsterte mir ins Ohr, dass er nicht glaube, dass es sich bei den Monstern um Außerirdische handele. Natürlich wollte ich direkt wissen, was er zu glauben schien, doch zunächst drehte er sich nach allen Seiten um – dass uns auch ja keiner beobachtete – und raunte mir zu, dass er glaube, dass es sich um Menschen handele, die zu viel Strahlung abbekommen hätten. Ich war so geschockt, dass ich seine Worte noch mal wiederholte und dabei viel zu laut aussprach, als er mir ziemlich fest den Mund zubielt, und wir beide horchten, ob ein anderer der Truppe uns gehört hatte. Doch zum Glück kam keiner zu uns und nach einer kurzen Pause sprach mein Vater davon, dass er als Biologe glaube, dass die Monster draußen wohl Menschen seien, deren Körper auf eine unbekannte Art und Weise schwärzte und zerfiel, dass eigentlich nur ein hartnäckig-radikaler Pilz oder Strahlung dafür verantwortlich sein könnte. Ich wollte noch fragen, woher diese Strahlung kommt, doch da trat einer der anderen zu uns in den Raum und befahl meinem Vater zur Mitarbeit. Mein armer Vater! Er will mich doch nur beschützen! Wären doch nur meine Mutter oder mein Bruder noch hier!

Martin unterbricht das Lesen für einen Moment, schaut nach oben durch das Fenster und versucht, das eben Aufgenommene zu verarbeiten.

»Strahlung, meint der Vater dieses Mädchens, soll der Auslöser für den Verfall der Körper sein?! Wenn ich jetzt... Aber natürlich! Schwarze Löcher und Strahlung! Warum bin ich selbst noch nicht darauf gekommen?! Das würde erklären, warum die Kreaturen so verfallen und im Körper verändert sind – aber es muss dann irgendeine Kraft geben, die die Kreaturen am Leben erhält, denn normalerweise müssten diese durch die Strahlendosis kurz darauf eingehen. Es kann also doch nicht nur Strahlung sein, sondern muss etwas mit dem Schwarzen Loch zu tun haben, das auch auf irgendeine Art und Weise die Kreaturen steuern kann! Wenn ich das alles nur irgendwie verstehen könnte, wäre es vielleicht möglich, gegen diesen Zustand etwas zu unternehmen!«

Indem Martin überlegt, was er machen kann, fällt sein Blick zurück aufs Buch; er merkt, dass auf dieser Seite nichts mehr Neues geschrieben steht, und blättert weiter, doch auch die nächsten Seiten sind leer. Bis zur letzten Seite blättert er...

Sie sind eingedrungen! Wie, weiß ich nicht. Irgendwer muss zu spät reagiert haben! Wir sind noch vier! Vier von dreiundzwanzig, die sich in den letzten Raum retten konnten. Man kann sie hören! Wie sie an den Wänden kratzen und versuchen, durch die Türe zu gelangen! Ich rieche ihren Gestank, fühle ihre Nähe! Es ist aus! Aus! AUS!

19. Kapitel

Die ganze Zeit des Lesens über steht Martin vor dem Eingang des Bunkers, betrachtet die Buchstaben, ohne alle Hintergründe zu verstehen, und ist sich kaum bewusst, in welcher Gefahr er schwebt, denn von diesem Punkt, an dem er steht, ist er von weitem bereits zu erkennen.

Doch als er bemerkt, wie offen er für alle in der Umgebung sichtbar ist, schreckt er nicht zurück, sondern feuert sich innerlich mit einem »Jetzt erst recht!« an und hat auch bereits einen Plan, von dem er jedoch keine Ahnung hat, ob überhaupt Aussicht auf Erfolg besteht: Er will das schwarze Loch im MPA-Gebäude durch ein weiteres Schwarzes Loch, das er in direkter Nähe erzeugen will, neutralisieren. Diese Idee ist ihm in dem Moment gekommen, als er die Vermutung des Vaters gelesen hat, dass die Kreaturen Menschen seien, die seit langem einer sehr hohen Strahlendosis ausgesetzt seien.

Woher und auf welchen Grundannahmen diese Idee basiert, weiß er nicht, doch er findet, dass es die beste Idee ist, die ihm im Moment einfallen kann. Schnell hat er seine Sachen dabei – die Tasche mit den zwei restlich verbliebenen Fackeln und den drei Flaschen, die er noch mal vollgemacht hat.

»Was mich allerdings immer noch ein wenig verwundert, ist, dass überall alles leergeräumt gewesen ist – die Stadt, das Hotel, die Felder, aber nicht das MPA-Gebäude, in dem das Schwarze Loch existiert. Außerdem finde ich bisher keine Erklärung dafür, warum ich das Schwarze Loch füttern konnte, es sich danach selbst Gegenstände genommen hat – und dann nicht über den Raum hinausgewachsen ist! Wer sagt mir denn, dass es mir überhaupt gelingen kann, ein zweites schwarzes Loch zu erschaffen, das sich dann so nahe an dem anderen befindet, dass beide... Ach was! Es ist nicht an der Zeit zu zweifeln, sondern nach Lösungen zu suchen! Wenn das Schwarze Loch der Verursacher des Ganzen ist, dann will ich bis zum Äußersten gehen, um es zu zerstören!«, stimmt er sich auf den bevorstehenden und nicht abschätzbaren Kampf ein, wirft alle Zweifel über Bord, schwingt seine Tasche auf den Rücken und geht los, den Parkplatz entlang und den Weg zurück durch den Wald, durch den er gekommen war, um auf der anderen Seite der Brücke in die nächstgelegene Stadt zu gelangen.

Schon bald sieht er die ersten Kreaturen, die ihn auch erkennen, doch nicht auf ihn zugelaufen kommen, wie er sie erwartet – mit hoherhobener Fackel zum Durchschwingen. Sie gehen einfach an ihm vorbei und machen keine Anstalten, ihn zu verfolgen; ganz gleich, wie oft er sich nach ihnen umdreht oder sie beobachtet, immer verhalten sich die Kreaturen unauffällig und ohne jegliche Aggression.

»Können die vielleicht meine Gedanken lesen und denken sich, dass ich sowieso auf dem Weg zum Schwarzen Loch bin – also warum sollen sie mich angreifen?«, fragt und wundert sich Martin über das Verhalten seiner Gegner. »Oder es passt nicht ins Raster – wie ich auch nicht ins Raster gepasst

habe, als ich plötzlich im MPA-Gebäude und in der Stadt aufgetaucht bin? Wer weiß, wenn am Ende die einfachste Antwort die richtige ist, dann kann das nur die Antwort sein!«

Martin hat sich innerlich auf einen harten Kampf gegen eine Überzahl eingestellt, doch nun scheint es, dass er ohne größere Schwierigkeiten und Kampf um Leben und Tod zum MPA zurückgelangen kann. Auf dem Weg zurück merkt Martin, wie schnell er seinerzeit unterwegs gewesen sein muss, denn es ist bereits später Nachmittag, als er eine leichte Wiese hochsteigt, auf deren Kamm er einen ersten Blick auf die Stadt bekommt, die sich weiterhin im eintönigen Aussehen zeigt: leer und völlig ohne Leben. Indem er die Wiese auf der anderen Seite hinuntergeht, beobachtet er erneut die Straßen und sucht nach den Kreaturen, und ab und an findet er umherwuselnde Schatten, die aber aufgrund der Art der Bewegungen unweigerlich zu den Kreaturen gehören müssen.

»Vielleicht wissen die einfach, dass ich nur scheitern kann!«, gelangen die Zweifel zurück in Martins Kopf. »Wenn ich doch nur wenigstens wüsste, ob meine Vermutungen richtig sind – dann könnte ich...«

In diesem Moment, als er die ersten Schritte in den Außenbezirk der Stadt macht, auf eine Straße, die drei Straßenzüge entfernt ist von jener, die er morgens immer genommen hat, um zum MPA zu gelangen, kommen die ersten Kreaturen aus ihren Verstecken, treten auf die Straße zu ihm, behalten aber immer einen Sicherheitsabstand und wirken keinesfalls aggressiv, sondern eher zurückhaltend und abwartend. Als er in die nächste Straße einbiegt, stehen die Kreaturen bereits Spalier und erwarten ihn auf dem Weg zum MPA; von allen Seiten dringen sie zu ihm und positionieren sich an den Straßenrändern, wollen ihn sehen, ihm aber nicht zu nahe kommen. Martin fühlt sich wie ein Politiker oder ein Star, der inmitten einer Menschenmenge wie auf dem Präsentierteller gezeigt wird, den aber keiner berühren darf – aus Angst um seine Sicherheit. Das Spalier nimmt immer größere und groteskere Formen an – es sind so viele Kreaturen an den Straßenrändern, dass diese kaum noch auszumachen sind.

»Wenn das alle Menschen dieser Stadt sind«, stellt Martin für sich fest, »wo waren sie, als ich mitten hindurchgegangen bin – und vor allem: sind meine Eltern darunter?«

Sich umblickend und in die dem Menschen nur ähnliche, aber keinesfalls ebenbürtige Gesichter der Kreaturen schauend, sucht er nach einem Hinweis auf seine Eltern; im Vorbeigehen fließen die vielen Kreaturen zusammen und bilden bald eine Masse, eine faulige, schwärzliche Masse gekrümmter und verfaulter Körper, die sich ohne grundlegendes Muster hin und her bewegt. Für Martins Augen ist es bald, als wären die Kreaturen alle eins, eine Masse, ein Wesen, eine Kreatur.

»Hier gibt es meine Eltern nicht mehr! Keine Verwandten, keine Bekannten, keine Menschen mehr! Keine Lieben, keine Bösen, keine Menschen mehr! Niemand mehr! Sondern nur noch fauliger Zerfall!«

Inmitten dieser Masse, die ihn wie ein Spalier an den Seiten anleitet, bewegt sich Martin, ohne dass er darüber nachdenken muss, zum MPA-Gebäude, das er jedoch erst erkennt, als er bereits direkt vor ihm steht – auf dem Vorplatz, auf dem er beizeiten – vor Tagen, Wochen, Jahren? – auf der Bank gesessen hat, um es sich von außen anzusehen. Er schaut an dem Gebäude hoch, das als einziges noch nicht völlig leergeräumt und verlassen wirkt, und fragt sich, was jetzt wohl wird, wenn er nicht, wie die Kreaturen vielleicht verlangen, zum Schwarzen Loch geht, sondern in eine andere Richtung.

»Werden sie mich zwingen wollen?«, fragt er sich, aber als er sich umblickt und hinter ihm sieht, wie das Spalier der Kreaturen zu einem abschließenden Halbkreis geworden ist, weiß er, dass diese sich wohl wehren werden, wenn er sich gegen ihren Willen entscheidet. Um das jedoch auszuprobieren, geht er auf die Masse an Kreaturen zu, spürt, wie sich diese bewegt und verändert, erkennt, dass sie dort, wo er am MPA-Gebäude vorbeigehen will, die eigene Verteidigungsstärke erhöhen, sodass für ihn vollkommen klar ist, dass sie ihn nicht gehen lassen würden.

Martin orientiert sich wieder zurück, um keine ungewollten Aggressionen gegen ihn hervorzurufen, tritt an den Eingang des Gebäudes, versucht, durch das milchige Glas etwas zu entdecken – einen Schatten im Innern oder etwas, das darauf hindeuten würde, dass dort auch die Kreaturen auf ihn warten –, doch nichts dergleichen sieht er. Mit einem Schwung macht er die Türe an der Seite des Eingangs auf, sieht, dass sich hinter der Türe keine einzige Kreatur befindet, tritt hinein und schließt die Türe ohne jede Hast und ohne, dass eines der Wesen versucht, überhaupt in das Gebäude zu gelangen.

»Welch merkwürdige Stille in dem Gebäude doch herrscht«, denkt er sich in diesem Moment und wundert sich darüber, dass er das feststellt, öffnet die Türe ein weiteres Mal und hört auf einmal das summende Surren, das er vorher nicht bewusst gehört hat.

»Die unterhalten sich! Auf eine Art und Weise, die ich nicht verstehen kann! Deswegen ist es so still, wenn ich den Eingang schließe!«, stellt er fest, lässt die Türe erneut ins Schloss fallen und merkt sogleich den Unterschied.

»Was aber mache ich jetzt?«, fragt sich Martin, und obwohl er mit einem klaren Plan zurück zum MPA-Gebäude gekommen ist, braucht er einige Momente, ehe er sich seine Idee vergegenwärtigt, mit einem zweiten Schwarzen Loch das erste zu neutralisieren. Mit neu erwachtem Eifer packt er seine Tasche fester an den Griffen, geht zur Fluchttüre, zündet eine Fackel an, öffnet die Türe, hält die Fackel so weit entfernt vom Spalt, dass ihr nichts geschehen kann, tritt ins Dunkel, das vom Feuer flackernd ausgeleuchtet wird, und geht nach unten, ohne sonderlich auf die Stufen zu achten. Er weiß, dass es einen direkten Zugang zu den Röhren gibt, der jedoch direkt hinter dem Kontrollraum liegt, sodass er einen Umweg über einen Fluchtweg gehen muss, der ihn zwei Etagen tiefer führt – in die unterste Etage dieses in der Erde befindlichen Traktes.

Ohne ein weiteres Geräusch oder irgendeine Störung gelangt er über die Treppe ganz nach unten, erreicht das letzte Plateau, von dem aus es keine weiteren Stufen nach unten gibt, versucht sich an der Türe, doch diese ist verschlossen.

»Das ist eine Fluchttüre! Die darf gar nicht verschlossen sein!«, spürt Martin, wie eine unbestimmte Aggression in ihm hochschwillt, deren Ursprung er nicht zu benennen weiß. Überall an den wenigen Stellen, wo sich ein Schlüssel verbergen kann, sucht er mehrfach, ehe ihm in seiner steigenden Verzweiflung ein Riss im Mauerwerk direkt neben der Türe auffällt; schnell wird ihm klar, dass die Türe nicht verschlossen, sondern verkeilt ist, und unter großen Anstrengungen gelingt es ihm, die Türe aus den Angeln zu heben, wie er es am Morgen bereits mit dem Gitter beim Hotel gemacht hat.

Hinter der Türe liegt weiteres Dunkel, und als er die Fackel in den Gang dahinter hält, fällt ihm auf den ersten Blick nichts Merkwürdiges auf. Langsam geht er in den Gang hinein, untersucht die Wände, weil dort zumeist die Fluchtpläne zu suchen sind, findet zudem einige Baubeschreibungen und Wegzeichnungen, die ihm andeuten, dass der MPA-Ring über zwei voneinander getrennte Notstromaggregate verfügt, wobei sich der eine Komplex direkt über ihm befindet, während sich der zweite am genau gegenüberliegenden Ende des Ringes befindet.

»An den direkt über mir brauche ich nicht zu denken und der andere ist bei einem Radius von dreißig Kilometern gut und gerne fünfundvierzig Kilometer weit entfernt! Aber was bleibt mir anderes übrig!«, sagt er sich und sucht auf den Plänen nach einer Einstiegsluke in den Tunnel, um sich auf den Weg zu machen. Ohne langes Suchen findet er eine auf dem Plan und bald auch auf dem Gang, drückt die pfortenartige Türe auf, spürt den Zug beim Luftaustausch, hält seine Fackel zunächst in die Röhre und stellt fest, dass das Innenleben weitaus unspektakulärer ist, als er es angenommen hat.

»Aber warum denke ich das eigentlich?«, fragt er sich und schaut sich den Inhalt zwischen den oval gebogenen Betonwänden an, die ab und an eine Ausbuchtung oder ein inaktives Hinweisschild haben; überall sieht Martin Kabel und deren Träger, irgendwelche Generatoren und vor allem die riesigen abgeschirmten Magnetbahnen, die sich in der Mitte durch den Tunnel ziehen und das Herz des MPA sind.

»Letzten Endes ist das hier das riesige Modell eines kleinen Versuches, nur um eine schier unendliche Größe potenziert!«

Martin mahnt sich selbst, nicht zu sehr über die Technik nachzudenken, sondern in den Tunnel voranzuschreiten, da sich die erste Fackel bereits am Ende ihrer Brenndauer befindet und ihm nur eine einzige weitere übrigbleibt.

»Vielleicht versuche ich jetzt schon mal, mich im Dunkeln weiterzubewegen, ohne zu langsam zu werden – dann kann ich mir eine Fackel aufsparen, denn am Generator werde ich auf jeden Fall eine brauchen!«

Die fast abgebrannte Fackel auslöschend, steht er plötzlich im Dunkeln; ein leichtes Frösteln durchfährt seinen Körper, das sich vermehrt, als er den MPA-Magneten berührt, um einen Anhaltspunkt zu haben, an dem er sich durch die Röhre vorantasten kann. Ab und an klopft er gegen das Metall des riesigen Magneten, um die Stille im Dunkel zu unterbrechen, die ihm eigentlich Sicherheit bieten soll, doch seine Ängstlichkeit an diesem Ort unter der Erde nur noch vergrößert. Innerlich getrieben von der Sehnsucht, die Fackel wieder anzuzünden, obwohl er weiß, dass es sein Verderben sein würde, tastet er sich weiter voran, Schritt für Schritt, und bald schon hat er den Bogen raus, wann eine Veränderung kommt, eine Strebe auf dem Boden, eine kreuzende Brücke, gegen die er anfänglich seinen Kopf stößt; Einhundertundsechs Schritte zählt er, bis er an die nächste Brücke gelangt, zählt demnach immer bis einhundert, ehe er den Arm nach oben nimmt und kurze Zeit später das kalte Metall ertastet; immer weiter geht es in das tiefe Dunkel des MPA, immer weiter hinein in das Wagnis, von dem er keine Ahnung hat, wie es am Ende aussehen wird. Das Klopfen hat er eingestellt – es ist nicht mehr vonnöten, denn er weiß, dass der Magnet an seiner Seite ist, und er konzentriert sich vielmehr darauf, den Takt seines Schrittes einzuhalten, immer einhundert Schritte, und bei jedem achten Mal teilen sich diese einhundert Schritte in zweimal fünfzig, da es an dieser Stelle eine Art Durchlassschacht zu geben scheint; wie in einem U-Boot, nur ohne die Möglichkeit, nach hinten die Luke zu verschließen, sollte der U-Boot-Rumpf an dieser Stelle mit Wasser volllaufen.

»Wann weiß ich denn, dass ich genau am anderen Ende des MPA angelangt bin?«, fragt sich Martin mit einem Mal und bricht sogleich im Gehen und im Zählen ab. »Ich habe ja nicht einmal eine Ahnung, wie viele Kilometer ich gehen muss! Wie kann ich mir dann sicher sein, dass ich das andere Ende finde? Es wird wohl kein riesiger Raum sein, in dem sich die Akustik so sehr verändert, dass man es hören kann! Meine Güte, was jetzt?«, fragt er sich leicht panisch und muss sich kurz setzen; indem er seinen Rücken an das kalte Metall des MPA lehnt, merkt er, wie verschwitzt er in dieser stickigen, warmen Umgebung ist.

Nach einer kurzen Eingewöhnung empfindet er die Kälte als angenehm und muss sich sammeln, denn ihm wird klar, dass er ohne jeglichen Anhaltspunkt keine Chance haben wird, genau dann am gegenüberliegenden Ende des MPA die Fackel zu entzünden, wenn er neben der Türe steht, die zum Notstromgenerator führt.

»Wenn ich immer einhundertundsechs Schritte gehe und davon ausgehen kann, dass ein Schritt etwas weniger als ein Meter ist, dann liegt jede Querstrebe einhundert Meter auseinander – außer sie liegen einhundert Yards auseinander, dann wäre ich aufgeschmissen! Bei einem geschätzten

Durchmesser von dreißig Kilometern – wobei da jeder Meter Ungenauigkeit schon schwierig ist – und meinem Wissen von knappen dreißig Kilometern, was von achtundzwanzig bis zweiunddreißig im Prinzip alles sein kann – aber irgendwo muss ich ja mal mit dem Rechnen beginnen – bleiben bei einem Kreisumfang von zwei mal Pi mal dem Radius bei der Hälfte noch Pi mal dem Radius übrig, was ungefähr drei Komma eins vier mal fünfzehn Kilometer ist«, schlussfolgert er und versucht sich im Kopfrechnen, »was um die siebenundvierzig Kilometer ergibt. Siebenundvierzig Kilometer bedeuten vierhundertundsiebzig Querstreben – dann sollte ich auf jeden Fall auf der anderen Seite sein. Und dann bleibt nur zu hoffen, dass ich vielleicht einen Plan finde oder Ähnliches, sodass ich abschätzen kann, wie weit es noch ist«, führt er weiter aus, als ihm klar wird, dass er etwas Essentielles für seine Berechnung bisher vollständig vergessen hat: das Zählen, wie viele Streben er denn bereits hinter sich gelassen hat. Wiederum will sein Herz in die Hose sinken, als ihm klar wird, dass er an dieser Stelle nur eine grobe Schätzung ansetzen kann, die vielleicht mehr als einen Kilometer weiter entfernt verortet ist als an dem Ort, an dem er sich tatsächlich befindet.

Tief in sich gehend sucht er nach der einen Zahl, findet welche, die ihm jedoch nicht als die erscheinen, die er für realistisch hält. Zwischendurch versucht er immer wieder, sich daran zu erinnern, welche Gedanken er wo gehabt hat und wie er die Schätzung damit präzisieren kann, als ihm der Plan des MPA in den Sinn kommt, den er gesehen hat, als er nach dem Ort des zweiten Notstromaggregates suchte – »Ist der Eingang in die Röhre wirklich auf genau der anderen Seite oder ist der vielleicht sogar ein wenig seitenversetzt?«

Fragen über Fragen, auf die er alle keine Antworten weiß, quälen Martin, der bereits daran denkt, an den Anfang zurückzugehen, um diese ganzen Fragen zu beantworten, als er plötzlich und wie aus dem Nichts ein Geräusch hört, das ihm das Blut in den Adern gefrieren lässt – wie kleine Kugelfische, die sich im Blut mit ihren Stacheln nach außen gerichtet haben, presst er sein Ohr an das kalte Metall des MPA-Magneten und spürt sogleich die Schwingungen.

»Sie sind in der Röhre!«, sagt er sich und schnellt nach oben.

Da keine Zeit mehr für weitere Gedanken ist, greift er seine Tasche und beginnt in die Richtung zu laufen, in der er zu fliehen hofft, unterbricht seine Zählungen, hält seinen Kopf und den Körper geduckt, um den Querstreben zu entgehen, lässt seine Fingerkuppen über den Magneten gleiten, um die Richtung beizubehalten, und fällt gleich bei der ersten Bodenquerstrebe mit dem Gesicht nach vorne auf den Boden, kann im letzten Moment seine Hände noch zum Abfedern nutzen und landet glimpflich auf dem nackten Beton. Schnell rafft er sich wieder auf, legt sein Ohr auf das Metall des Magneten und erkennt, dass sich das Geräusch etwas entfernt hat.

»Sie sind definitiv langsamer als ich unterwegs!«, sagt er sich und fasst neuen Mut, der sogleich wieder verschwindet, als er sich vorstellt, dass er jetzt jegliche Rechnung über Bord geworfen hat.

Er hat Mühe, die Zahlen in den Kopf zu bekommen, errechnet anhand der auf dem Boden befindlichen Querstreben, die ungefähr alle achthundert Meter kommen, wie weit er bisher gelaufen ist, und entscheidet sich, anhand dieser Information die Distanz zu schätzen.

»Ich glaube, es waren bisher acht Querstreben, das bedeutet, es sind rund sechs Kilometer, weil die erste Strebe schon nach kurzer Zeit kam – das waren keine achthundert Meter!«, resümiert er, nimmt tief Luft und läuft weiter.

Martin ist sich bewusst, dass er bei dieser Geschwindigkeit und bei dieser gebückten Haltung in diesem Dunkel immer und immer wieder über die Querstreben stolpern wird, da er keine Zeit hat, die Meter abzuschätzen, die er zwischen den verschiedenen Abschnitten zurückgelegt hat. Daher verwundert es ihn nicht, als er auch über die nächste stolpert, dieses Mal jedoch gewappnet ist und direkt auf seine Arme fällt, die ihn abfangen.

»Sechs Komma acht!«, rechnet er, stemmt sich nach oben, spürt, wie er bereits deutlich aus der Puste ist, und entscheidet sich gegen ein Weiterlaufen, sondern möchte schnell gehen, da er noch eine weite Strecke vor sich hat. Die Tasche vom Rücken nehmend, trinkt er etwas Wasser und macht sich auf den Weg zur nächsten Querstrebe. »Das klappt ganz ordentlich«, sagt sich Martin, als er sich drei Querstreben weiter vom Boden aufrappelt und am Magneten nachhorcht, wie weit die Kreaturen hinter ihm sind.

»Sehr weit weg!«, erkennt er und freut sich darüber, dass er anscheinend eine sichere Distanz zwischen sich und seinen Verfolgern aufbauen kann. »Und weiter geht's«, feuert er sich an und macht sich auf den Weg, immer weiter ins Dunkel hinein, das ihn, ohne dass er es will, zunehmend bedrückt.

Es sind eine Mischung aus der Dunkelheit, die Wärme der Luft, die Bewegung, das schwerer werdende Atmen, die Müdigkeit, die Anspannung und die Erlebnisse der letzten Tage, die Martin an den Rand seiner Kräfte bringen. Immer mehr spürt er, wie seine Konzentration sinkt und nur dadurch aufrechterhalten und zu neuem Leben erweckt wird, wenn er an einer Querstrebe auf dem Boden hängen bleibt, zusammenrechnet, wie weit er nunmehr gelaufen ist, nachhorcht, wie dumpf und weit entfernt das Geräusch ist, das die Kreaturen von sich geben, und sich dann wieder aufrafft, um die nächsten geschätzten achthundert Meter in Angriff zu nehmen. Wie lange er unterwegs ist, weiß er nicht, doch als er die zwanzig Kilometer nach seiner mehr als vagen Rechnung voll macht, fühlt er sich für den Moment extrem gut; die nächsten achthundert Meter vergehen wie im Traum und auch von den Kreaturen ist kaum noch etwas zu hören – es wirkt fast, als wäre er wieder allein in der Röhre. Doch dieser Effekt des Erreichens einer Marke auf dem Weg, den er noch nicht einmal zur Hälfte beschritten hat, lässt schon bald nach und an der übernächsten Strebe stolpert er erneut nach vorne, fällt auf die Knie, die sogleich stark schmerzen, und hat Mühe, sich nach oben zu kämpfen, um weiterzumachen. Die Müdigkeit hat nicht nur seine Glieder, insbesondere

seine Beine, erreicht, sondern nunmehr auch seinen Kopf, und nicht selten muss er gähnen, wenn er eine kurze Verschnaufpause macht. Martin ist am Ende seiner Kräfte und wird nur noch durch den Willen und seine Angst vorangetrieben, nicht in die Arme der Kreaturen zu fallen.

Doch mit schwindender Kraft und Konzentration verringert sich zunehmend die Reaktionsfähigkeit und immer mehr wird es für Martin zur Qual, seinen Rücken gebückt zu halten, um mit seinem Kopf nicht gegen die Streben zu stoßen, die alle einhundert Meter darauf warten, ihm heftige Kopfschmerzen zu bereiten. Es sind eine Kombination aus mangelnder Kraft und Unaufmerksamkeit, die Martin zu Fall bringen. Zunächst donnert er mit seinem Kopf an einen Querbalken, als er für eine kurze Zeit den Rücken durchdrückt, und während er noch mit diesen Schmerzen kämpft, stolpert er über eine Strebe am Boden, mit der er in diesem Moment nicht gerechnet hat, und fällt schutzlos nach vorne; selbst die Arme, die er von seinem Kopf losreißt, kommen zu spät, und er schlägt derart hart und unglücklich mit seinem Kinn auf dem Betonboden auf, dass er sofort das Bewusstsein verliert und in eine tiefe Ohnmacht verfällt.

Als er seine Augen wieder öffnen kann, weiß Martin nicht, dass er Martin ist, sondern er ist einfach in einem Zustand zwischen Nochlebendig und Bereitsverstorben. Wie Martin zu einer der Kreaturen geworden ist, weiß er ebenso wenig wie das, was nach seinem Sturz und dem Fall ins komatöse Unbewusste geschehen ist.

Alles um ihn herum ist erleuchtet, jedoch nicht so, wie Menschen Helligkeit erfahren, sondern eher wie eine Katze, die selbst mit dem letzten Restlicht noch so gut sehen kann, dass sie sich ohne große Mühe bewegen kann. Das Schwarze Loch, das direkt neben Martins nunmehr angefaultem Körper in der Luft schwebt, strahlt gerade in einer solchen Frequenz, dass er alles im Raum erkennen kann, was er benötigt, um sich orientieren zu können. Denken muss er nicht – in seinem Kopf schwirren Laute herum, die er nicht verstehen muss, denn er versteht. Er spürt die Fäulnis in seinem Körper und die Nachwirkungen vom Fall und Transport, von denen er beides nichts mitbekommen hat, sie tun ihr Übriges, doch Martin macht sich darüber keine Gedanken – wie er sich insgesamt keine Gedanken macht, sondern den Befehlen in seinem Kopf folgt. Woher diese kommen und wie er diesen folgen kann, ist unwichtig – er macht es einfach.

»Boden! Luft!«, schießt es ihm plötzlich durch den Kopf, doch Martin ist bereits zu weit entfernt von sich selbst, als dass er die Bedeutung der Worte entziffern kann, die in dem Teil seines Gehirns gebildet werden, der noch als letzter Rest aktiv ist – während der Zersetzungsvorgang den anderen Teil bereits vollständig angegriffen hat.

So steht Martins faulender Restkörper neben dem Schwarzen Loch und wartet ohne Wünsche und Eigendenken auf Befehle, die nicht kommen, aber auch nicht kommen brauchen. Er wartet einfach und ist – nicht mehr und nicht weniger.

»Spring!«, tönt es noch mal durch seinen Kopf und obgleich er bereits so weit eine Kreatur ist, dass er keine Kontrolle mehr über seinen Körper hat, dreht er sich ohne eigentlichen Befehl zum Schwarzen Loch, hört das aufkommende und anbrausende Summen in seinem Kopf, das ihm sagt, was er machen soll, doch ehe er die neuen Befehle ausführt, springt er mit der letzten Bereitschaft seiner fauligen Muskeln in das Schwarze Loch und wird sogleich von diesem verschluckt, sodass kein Partikel mehr seines Körpers in dieser Welt verbleibt. Das Schwarze Loch macht eine optische Schwingung, die den Wellen eines Steines ähnelt, der in eine ruhende See fällt, und so schnell wie die Wellen im See versiegen, so schnell kehrt auch das Schwarze Loch in seine ursprüngliche Form zurück – als wäre nie etwas geschehen.

20. Kapitel

Das Atmen fällt ihm nicht gerade leicht, als Martin mit geschlossenen Augen aufwacht und feststellt, wie sehr ihm die eingatmete Luft schmerzt. Neben ihm piept etwas im gleichmäßigen Tonfall und gemeinsam mit dem Druck, den er um seinen rechten Arm spürt, weisen die Umstände darauf hin, dass er in einem Krankenhaus liegt und ärztlich versorgt wird.

Das Öffnen der Augen ist viel schwerer, als er es sich denkt; er braucht mehr als eine halbe Stunde, ehe er wieder so viel sehen kann, dass nicht alles in einem gleißenden Licht verschwommen und verschleiert ist. Ohne seine Glieder richtig bewegen zu können, versucht er erst einmal wach zu werden und strengt sich an, seinen Puls derart in die Höhe zu treiben, dass ein Warnsignal nach draußen gesendet wird, sodass das Krankenhauspersonal zu ihm kommt, um nachzusehen, was mit ihm ist, doch es will ihm nicht gelingen, das Piepen deutlich zu erhöhen. Somit muss Martin hoffen, dass bald einer vorbeikommt, doch niemand kommt einfach so vorbei.

Stundenlang wartet er auf irgendeinen Menschen, der ihn besuchen kommt – seine Eltern oder Freunde oder wer auch immer – oder Menschen, die im Krankenhaus arbeiten, sei es zum Säubern oder zu den Routinechecks, die gemacht werden. Ans Bett im wahrsten Sinne des Wortes gefesselt, versucht Martin, seine Stimme zu nutzen, doch sein Mund ist so sehr vertrocknet, dass er kaum mehr als ein Krächzen hervorbringt, sodass er auch von dieser Option absieht und beschließt, seine Muskeln so weit zu reaktivieren, dass er wenigstens aus dem Bett fallen kann. Doch je länger er sich müht, desto mehr fällt ihm auf, wie schwer es ist, seine Muskeln in den Gliedern anzusteuern, und ihm kommen Erinnerungen an Koma-Patienten in den Kopf, deren Muskeln nach vielen Jahren Koma so sehr degeneriert waren, dass sie alles, aber wirklich alles neu erlernen mussten – wenn die Muskeln inzwischen nicht sogar abgestorben waren.

Der Schrecken, der diesen Gedanken auslöst, trägt dazu bei, dass er nunmehr ein Kribbeln in seinen beiden Armen spürt, das so sehr anschwillt, dass es kaum zum Aushalten ist; die Schreie, die Martin

hervorbringt und die an seiner trockenen Kehle scheitern, entstellen sein Gesicht so sehr, als würde er eine Maske des Grauens auf einem Karnevalsball tragen.

Trotz der Rückkehr des Lebens sind diese heißen Nadeln, die mit einer hohen Frequenz in seinen Muskeln umhertanzen, die größte Tortur seines Lebens; erst als diese Schmerzen ein wenig nachlassen, kann sich Martin etwas entspannen und merkt, dass er am ganzen Körper schweißgebadet ist und zudem inzwischen Urin gelassen hat, denn der Beutel an der Seite des Bettes hat sich im Gegensatz zu davor deutlich gefüllt. Obwohl das Piepen zu einem durchgehenden, gellenden Alarmpfeifen geworden ist, das Martin erst jetzt so richtig bemerkt, erscheint kein medizinisches Personal, und Martin wundert sich nicht wenig darüber, dass er so alleine gelassen wird.

Die weiteren Muskeln brennen auf eine ähnliche, aber nicht mehr ganz so intensive Art und Weise, und mit jedem Muskel ist Martin erfreut, dass das Leben in seinen Körper zurückkehrt. Mehrere Stunden vergehen, ehe er im Bett sich wieder einigermaßen bewegen kann, und er spürt mit jedem Rutschen auf dem Laken, dass mehrere Stellen an seinem Rücken und am Gesäß wundgelegen sind, was darauf hindeutet, dass er schon länger in diesem Bett liegt.

»Ich muss wohl wirklich im Koma gelegen haben!«, schlussfolgert er, »und vielleicht haben die mich einfach nur aufgegeben und reagieren schon nicht mehr, sondern kommen einmal morgens, um den Beutel mit Urin zu wechseln und mich zu waschen. Meine Güte, die Schmerzen an den wunden Stellen auf dem Rücken bringen mich noch um!«

Mit der wenigen zurückgekehrten Kraft versucht sich Martin, auf die Seite zu drehen, spürt dabei seinen rechten Gipsarm und ein heftiges Pochen in ihm, freut sich ungemein, dass die Schmerzen an den Wundstellen nachlassen und zudem, dass das alles, was er in der letzten Zeit erlebt hat, nur ein komatöser Alptraum gewesen ist – eine Parallelwelt, die er sich selbst aufgebaut hat.

»Vielleicht war das Beben noch Realität und alles, was danach kam, habe ich geträumt – in meiner eigenen Welt, die nach meinen eigenen Spielregeln funktionierte! Deswegen konnte ich am Ende auch noch in das Schwarze Loch springen, obwohl ich eine Kreatur gewesen bin!«, schlussfolgert er und genießt das Kribbeln, das andeutet, dass auch seine Beine alsbald wieder funktionieren werden.

Obleich er bereits seit einer knappen Stunde auf der Seite liegt, ist weiterhin niemand vorbeigekommen, der ihn zurück im Leben begrüßt; wie sehr sehnt sich Martin nach dieser langen Reise in seiner Traumwelt nach einem anderen Menschen, mit dem er sich unterhalten und den er berühren kann, ohne dass er Angst haben muss, von einer der Kreaturen gebissen zu werden. Doch niemand kommt. Martin merkt, wie die Sonne hinter dem schweren Vorhang vor dem Fenster im Begriff ist unterzugehen, als ihn der Wunsch durchdringt, einen Blick auf die heile Welt zu werfen – koste es ihn an Kraft, was es wolle. Halb aus dem Bett gleitend und halb fallend landet er auf

dem Boden, nachdem er sich vorsorglich davon überzeugt hat, dass er nur den Katheter für den Urin und die Nahrungssonde von seinem Körper trennen muss, und spürt die belebende Kälte des Bodens, die ihn an die Kälte des Betonbodens erinnert, die er in seinem Traum zu fühlen geglaubt hatte. Einer Robbe ähnlich robbt er sich über den Boden, zum Fenster hin, das bis fast zum Boden reicht, erreicht den Vorhang mit letzter Kraft, schiebt diesen zur Seite und sieht die Welt, die er in der ganzen Zeit seines Traumes vermisste – doch sie ist nicht das, was er zu sehen erhofft hat.